



Berlin, den 4. August 1900.

Die neueste Rede.

Am siebenundzwanzigsten Juli hat der Deutsche Kaiser in Bremerhaven vor der Front der in den Krieg gegen China ziehenden Soldaten eine Rede gehalten, die in zwei officiösen Lesarten verbreitet worden ist, deren wirklicher Wortlaut bis zum Morgen des ersten Augusttages aber umstritten war. Berichterstatter, die der Feier beiwohnten und den Worten des Kaisers folgen konnten, haben gemeldet, Wilhelm der Zweite habe China „das Land der Bestien“ genannt und als höchster Kriegsherr den Truppen die Weisung gegeben: „Kommt Ihr vor den Feind, so wird er geschlagen. Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer in Eure Hände fällt, ist in Eurer Hand! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Gjel sich einen Namen machten, der sie noch jetzt in Ueberlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch Euch in einer Weise bethätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese einen Deutschen auch nur scheel anzusehen mag! Gottes Segen möge an Eure Fahnen sich heften und dieser Krieg den Segen bringen, daß das Christenthum in China seinen Einzug hält. Dafür steht Ihr mir mit Euren Fahneneid!“ Diesen Wortlaut hatten die an die Wesermündung entsandten Stenographen aufgezeichnet; als sie ihn ihren Zeitungen übermitteln wollten, lehnte das Telegraphenamt auf Anweisung des Grafen Bülow die Beförderung ab. Die Telegraphenbehörden dürfen nur solche Privatdepeschen zurückweisen, „deren Inhalt gegen die Gesetze verstößt oder aus Rücksichten des öffentlichen Wohles oder der Sittlichkeit für unzulässig erachtet wird.“ Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der im Namen einer bisher unbekannt

„kaiserlichen Regierung“ das Wort führt, wird zu erklären haben, was ihn berechtigte und verpflichtete, beim Reichspostamt das Verbot der Beförderung einer vom Kaiser öffentlich gehaltenen Rede durchzusetzen. Dazu muß man ihm Zeit lassen. Wenn er gesprochen hat, wird man sich der traurigen Nothwendigkeit nicht länger entziehen können, die Rede zu erörtern, die im Ausland als das Programm der deutschen Kriegspolitik aufgefaßt wird und in Deutschland schwer zu schildernde Empfindungen geweckt hat.

Schon heute aber darf an die Vorschriften erinnert werden, die den chinesischen Soldaten für den Kriegsfall eingeschärft sind. Nicht immer hat die vom Blutdunst berauschte Masse der Mandchukrieger und Chinesen nach diesen Vorschriften gehandelt; daß sie aber bestanden und als heilig gelten, kann Jeder im siebenten Bande der *Mémoires concernant l'histoire des Chinois* lesen. Da wird er in den *Se-Ma-Fa*, den gesammelten Armeebefehlen des Feldherrn *Se-Ma*, die Sätze finden: „Ein Heer darf sich unter keinen Umständen mit einem Makel beslecken, denn von seinem Verhalten hängt Ruhm oder Schmach des Volkes ab, für das es kämpft. Nichts Werthvolleres lebt unter dem Himmelslicht als der Mensch; deshalb sollt Ihr sein Blut schonen und sein Leiden möglichst verkürzen. Ihr seid vom Himmel zu Werkzeugen der Rache erwählt: zieht Euch nicht selbst durch Missethaten die Rache des Himmels zu. Kämpfet tapfer, aber auch vorsichtig, seid stark, doch nie grausam! Vergeßt in Feindefland nicht die Ehrfurcht vor den dort waltenden Geistern, die Euer übles Thun betrüben könnte. Weidet auf Eurem Marsch die bestellten Felder, schonet die Wälder, die Frucht tragenden Bäume, die Rußpflanzungen, die Hausthiere, das Ackergeräth und alles nothwendige Werkzeug. In eroberten Städten dürft Ihr nicht die Mauern zerstören, die Kunstwerke vernichten noch den Bürger der Habe berauben. Greifen und Kindern zeigt Euch hilfreich und hütet Euch, Wehrlose anzugreifen. Verwundete Feinde sind zu pflegen und nach ihrer Genesung mit reichlichem Gehrgeld in die Heimath zu senden, damit sie dort für Eure Menschlichkeit zeugen. Jedem, der fliehen will, sollt Ihr Zeit zur Flucht lassen. Hakt Ihr feindliche Krieger gefangen, so habt Ihr in ihnen nicht mehr die Gegner, sondern nur noch die Menschen zu sehen.“

Diese Vorschriften sind älter als die Christenlehre, die in jedem Menschen den nach Gottes Ebenbild geschaffenen Bruder zu lieben befiehlt.



Die Philosophie im geistigen Leben.*)

Freundschaft sei zwischen Euch, noch kommt das Bündniß zu frühe,
 "Wenn Ihr im Suchen Euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt!"

So suchte Schiller bekanntlich dem fruchtlosen Kampf vorzubeugen und Einhalt zu thun, in den Transszendentalphilosophie und Naturwissenschaft in seinen Tagen zu gerathen drohten. Man könnte mit vollem Recht diese Warnung auf den gesammten Verlauf, den die Geschichte der menschlichen Erkenntniß durchwessen hat, anwenden; bestand doch schon die griechische Philosophie zu nicht geringem Theil in dem vergeblichen Ringen, apriorischen und empirischen Prinzipien gleichmäßig gerecht zu werden; und in seltsamer Weise kreuzen hier die willkürlichsten, nur aus der dialektischen Anlage der Griechen begreiflichen Behauptungen eines spekulativen Idealismus die angeblich gesicherten Aussprüche des induktiven Denkens. Die Leidensgeschichte der modernen Philosophie, dieser früher unnahbaren Königin und jetzt so kläglichen Bettlerin, soll hier nicht in voller Breite wiederholt werden; die schlichte Bemerkung mag genügen, daß diese Katastrophe durchaus nicht unverschuldet war und daß sich in diesem Strafgericht die geflüchtete Geringschätzung des „gewöhnlichen“ Wissens und der eben so beleidigende Hochmuth einer angeblich überirdischen, „intellektuellen“ Anschauung sehr bitter gerächt haben. Täuschen aber nicht alle Zeichen, so ist diese Periode der Mißachtung und des Ignorirens vorüber; überall regt sich der Wunsch, gegenüber der sinnverwirrenden Menge der Erscheinungen des riesenhaft angewachsenen Details gewisse leitende Gesichtspunkte als Anfänge einer zusammenhängenden Weltanschauung zu gewinnen. Diese Wandlung der Dinge enthält für den aufmerksamen, von Schlagworten unabhängigen Beurtheiler eine eigenthümliche und wiederum wohlverdiente Remesse. Sie ist eine drastische demonstratio ad oculos, daß für alle Probleme, die die Grenze der einfachen Empirie übersteigen, das Inventar der eigenen, sonst so gepriesenen Hilfsmittel nicht mehr ausreicht und daß aus diesem Grunde mehr oder weniger verstoßen eine Anleihe bei der univervellen Wissenschaft der Prinzipien, der Philosophie, gemacht werden muß. Auch hier ist der Irrthum lehrreich; und man darf hoffen, daß die Erkenntniß der früheren Einseitigkeit eines bloßen Thatsachentactes tief und nachhaltig genug ist, um der Wendung zum Besseren, in der wir uns augenblicklich befinden, Dauer und Kraft zu verleihen. Versuchen wir es deshalb,

*) Mit besonderer Rücksicht auf das Werk von W. Windelband: Geschichte der Philosophie. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. J. C. D. Mohr (Paul Sieber) Freiburg i. B. 1899.

mit Berücksichtigung des vortrefflichen Werkes Windelbands, uns über die Bedeutung der Philosophie für das geistige Leben im Allgemeinen zu orientiren.

Was haben wir unter Philosophie überhaupt zu verstehen? In Griechenland, wohin wir in erster Linie wohl unsere Blicke richten dürfen, bezeichnet der Name meist sowohl die theoretische Untersuchung des Gegebenen, das Weltbild im wissenschaftlichen Sinn, als auch die praktische Lebensführung, für die die sokratische, Wissen und Thun unmittelbar verknüpfende Weltweisheit tonangebend blieb. Nicht nur die Naturwissenschaft gehört ihr an — bezeichnender Weise wandten sich die ersten Denker gerade diesen Problemen zu —, sondern auch Logik, Erkenntnistheorie und Psychologie, Religion und Ethik. Gerade diese Verquickung sollte ja die verhängnisvollsten Folgen und Zusammenstöße mit der feststehenden Tradition, mit dem Dogma, nach sich ziehen. Die Gestalten eines Anaxagoras und Sokrates können als typisch betrachtet werden. Die spätere Entwicklung der Fachdisziplinen sprengte das umschließende Band der Universalwissenschaft, die sich — um gleich auf die neuere Zeit überzugreifen — in der Wissenschaftslehre eines Fichte und in dem allumsfassenden System eines Hegel erneuern sollte: freilich nicht — und darin liegt der heikle Punkt — ohne der speziellen Forschung, der „bloßen“ Empirie, Gewalt anzuthun. Dieser Zustand der Dinge ist, wie ein klüchtiges Besinnen lehrt, auf die Dauer unhaltbar, da er — von anderen Gründen abgesehen — dem berechtigten Trieb der menschlichen Natur nach einheitlicher Auffassung und Erklärung der Welt schnurstracks zuwiderläuft. Der Versuch, der Philosophie die Stellung zurückzuerobern, so schreibt Wundt, die sie im Alterthum besessen, hat bewirkt, daß sie sich, statt über den Wissenschaften, außerhalb der Wissenschaften befindet. Es ist eine falsche und den thatsächlichen Einheitsbedürfnissen des menschlichen Denkens widersprechende Ausflucht, wenn heutige Philosophen diese Lage damit rechtfertigen wollen, es gebe zwei von einander verschiedene Weisen*), die Gegenstände zu erkennen: die gewöhnliche, mit der sich die Einzelwissenschaften behelfen, und eine besondere, höhere, zu der sich erst die Philosophie erhebe. Entweder die erste dieser Erkenntnisweisen ist falsch

*) Die Sache liegt anders, wenn es sich um eine nicht unerhebliche Veränderung des laubläufigen Ausdrucks und Begriffes handelt, worauf Windelband in Anlaß des bekannten platonischen Wortes aufmerksam macht: es werde der Uebel in der Menschheit kein Ende sein, ehe nicht entweder die Herrscher philosophiren oder die Philosophen herrschen. Wie bequem zu belächeln, wenn man bei dem Wort „Philosophiren“ an metaphysische Grübeleien, bei dem Wort „Philosophen“ an unpraktische Professoren und einsame Gelehrte denkt! Aber man übersehe nur richtig! Und wenn man dann findet, daß Plato nichts weiter verlangt hat, als daß die Regierung in den Händen der wissenschaftlich Gebildeten sein solle, so sieht man vielleicht ein, wie prophetisch er der Entwicklung des europäischen Lebens mit jenem Ausspruch vorgegriffen hat (Präludien, Freiburg i. Br. 1884 S. 12).

oder die zweite: ein Drittes giebt es nicht. Nun läßt sich aber leicht nachweisen, daß die Dissonanzen zwischen philosophischer und wissenschaftlicher Betrachtung in hundert Fällen etwa achtzigmal darin ihren Grund haben, daß der Philosoph sich nicht in den Vollbesitz der Thatfachen gesetzt hat, über die die wissenschaftliche Erfahrung gebietet; in den zwanzig übrigen hat die Spezialforschung es verabsäumt, Psychologie und Logik gründlich zu Rathe zu ziehen oder sich um die Ergebnisse benachbarter Wissensgebiete zu kümmern. In beiden Fällen ist die Dissonanz eine solche, die aufgelöst werden kann und muß; und gerade die Aufgabe der Philosophie sollte es sein, den Widersprüchen, die sich zwischen verschiedenen Erkenntnißgebieten herausstellen, auf den Grund zu gehen und, wenn es möglich ist, sie zu beseitigen. (Essays S. 17.) In diesem Sinne spricht bekanntlich auch Herbart von der Aufgabe der Philosophie, der es obliege, die Wirklichkeit von den ihr anhaftenden Widersprüchen zu reinigen. Es ist völlig unkeugbar, daß Philosophie und die einzelnen Disziplinen im Interesse ihrer gedeihlichen Entwicklung auf ein gutes Einvernehmen und auf eine möglichst fruchtbare Wechselwirkung angewiesen sind; wie schon zu Anfang bemerkt, lehrt die Geschichte diese Nothwendigkeit; und die neuere Naturwissenschaft ist mit philosophischen Ideen, besonders mit erkenntnistheoretischen Prinzipien, vollständig durchsäuert. Davon legt die Sinnesphysiologie von Johannes Müller bis zu Helmholz und die gesammte Entwicklungslehre von Lamarck bis Darwin ein beredtes Zeugniß ab. Verstehen wir sonach — um wenigstens eine gewisse Einigung zwischen den gegen-theiligen Meinungen zu erzielen — unter Philosophie das wissenschaftliche Gesamtbild der Welt, wie es sich aus den Ergebnissen der verschiedenen Einzelwissenschaften zusammensetzt, wobei die praktische Bethätigung in der persönlichen Lebensführung, wie sie die Antike wollte, mehr in den Hintergrund tritt, so würde es sich in zweier Linie um die erheblich wichtigere Frage handeln, welche kulturgeschichtliche Bedeutung dieser zusammenschaffenden Darstellung der einzelnen Ideale durch die Philosophie vielleicht zukommen könnte.

Dabei bedarf es allerdings noch der Entscheidung einer Vorfrage: inwieweit wir nämlich berechtigt sind, eine philosophische Weltanschauung als persönliche That des Einzelnen anzusehen. Kein Mensch, auch nicht das größte Genie, kann sich den unmittelbaren sozialen Einflüssen seiner Gegenwart entziehen, in der er mit seinen Ideen wurzelt; selbst die erhabensten Religionsstifter, die vielfach mit ihrer Umgebung in den heftigsten Kampf geriethen, gelangten nur dadurch zu einem weltumwälzenden Einfluß, daß sie die überlebten, unfruchtbaren Elemente aus dem organischen Prozeß ausschieden und Das, was Tausenden auf der Zunge lag und im Herzen brannte, als neue Ideale in die Welt hinausriefen. Aber eben, um diesen Zug der Zeit, der Zukunft zu fühlen, bedarf es eines scharfsinnigen, geläuterten Geistes

und Charakters; und deshalb bleibt ihr Verdienst, wie Windelband zutreffend auseinanderfest, ungeschmälert. Indessen verdankt der philosophiegeschichtliche Prozeß seine ganze Mannichfaltigkeit und Vielgestaltigkeit doch erst dem Umstande, daß die Entwicklung der Ideen und die begriffliche Ausprägung allgemeiner Ueberzeugungen sich nur durch das Denken der einzelnen Persönlichkeiten vollzieht, die, wenn sie auch mit ihrem Denken noch so sehr in dem sachlichen Zusammenhang und im Vorstellungskreis einer historischen Gesamtheit wurzeln, dieser durch ihre Individualität und Lebensführung stets noch ein Besonderes hinzufügen. Dieser individuelle Faktor der philosophiegeschichtlichen Entwicklung ist so mächtig, weil ihre Hauptträger sich als ausgeprägte, selbständige Persönlichkeiten erweisen, deren eigenartige Natur nicht bloß für die Auswahl und Verknüpfung der Probleme, sondern auch für die Ausschleifung der Lösungsbegriffe in den eigenen Lehren, wie in denen ihrer Nachfolger, maßgebend gewesen sind. Daß die Geschichte das Reich der Individualitäten, der unwiederholbaren und in sich werthbestimmenden Einzelheiten ist, erweist sich auch in der Geschichte der Philosophie: auch hier haben große Persönlichkeiten weit reichende und nicht nur ausschließlich fördernde Wirkungen ausgeübt. Aristoteles darf in dieser Hinsicht als charakteristisches Beispiel gelten. (S. 11.) Man könnte noch eine ganze Reihe Namen, von Plato, Spinoza und Descartes bis auf Kant und Hegel, hinzufügen. Unser Gewährsmann hat diese individuelle Prägung des kulturhistorischen Besten sogar noch durch die Bemerkung erläutert und erweitert, daß die philosophischen Systeme dadurch eine gewisse Ähnlichkeit mit Kunstwerken erlangen; und man braucht, um die Wahrheit dieser Beobachtung bestätigt zu finden, nicht gerade an den unglücklichen Dichterphilosophen Nietzsche zu denken. Freilich wird durch diese ästhetische Beziehung sicher der allgemeine, objektive Werth der Weltanschauung nicht wenig bedroht. Das Individuelle überwuchert das Typische, künstlerische Triebe und Regungen, gewisse architektonische Ideale das rein Begriffsmäßige, das Wahre; und so entsteht nur zu leicht, wie auch Windelband hinzusetzt, der verhängnisvolle Zauber der „Begriffsbildung“. Immerhin wird und soll aber bis zu einer freilich etwas flüssigen Grenze die Kraft der Individualität ungebrochen bleiben, selbst da, wo es sich um die Lösung der schwierigsten abstrakten Probleme handelt. Ohne die nachhaltige Bluth persönlicher Ueberzeugung würde schwerlich irgend ein namhafter Philosoph einen wesentlichen Beitrag zur Ausbildung menschlicher Lebenserfahrung und Weltanschauung geliefert haben.

Ist es Aufgabe einer fruchtbaren Philosophie, die wichtigsten Probleme der jeweiligen Gegenwart kritisch zu erfassen und damit ihrer Lösung entgegenzuführen — von den alten, sich immer wiederholenden großen erkenntnistheoretischen Streitfragen noch ganz abgesehen —, so ergibt sich damit die

Beziehung zur unmittelbaren Wirklichkeit — sagen wir ganz allgemein: zur Erfahrung — von selbst. Wie unsere philosophische Regeneration, seit etwa der Mitte dieses Jahrhunderts, ganz und gar naturwissenschaftlich beeinflusst und bedingt ist, so hatten etwa bis zu Kant im vorigen Jahrhundert kulturgeschichtliche Momente die Oberhand für die kritische Betrachtung; neuerdings wieder beginnt die große soziale Frage auch ihren Einzug in die Werkstatt der Denker zu halten, von der ethnologisch-naturwissenschaftlichen Beeinflussung der Ethik noch zu schweigen. Nicht nur liefern die Einzelwissenschaften, wie wir uns früher überzeugten, der philosophischen Forschung, außer für die allgemeinsten Disziplinen — die Logik und Metaphysik —, das erforderliche konkrete Material, ohne das sie völlig rathlos wäre, sondern auch umgekehrt giebt diese durch die eigenartige Verarbeitung dieses Stoffes der ganzen geschichtlichen Periode erst das eigenthümliche Gepräge. Religiöse, sittliche, künstlerische, vor Allem soziale Ansichten und Strömungen spielen dabei eine Hauptrolle. Um sich von der Bedeutung dieses spezifischen kulturhistorisch-empirischen Untergrundes zu überzeugen, vergleiche man nur, um sich die Tragweite dieses Einflusses zu vergegenwärtigen: Plato, die französischen Encyclopädisten, Fichte. Mit Recht schreibt Windelband: „So ist auch dies Verhältnis der Philosophie zur allgemeinen Kultur nicht nur das des Empfangens, sondern auch das des Gebens.“ Und er knüpft daran die Bemerkung: „Es ist nicht ohne Interesse, auch den Wechsel der äußeren Stellung und der sozialen Verhältnisse zu betrachten, den die Philosophie erlebt hat. Man darf annehmen, daß der Betrieb der Wissenschaft in Griechenland sich mit vielleicht wenigen Ausnahmen (Sokrates) schon von Anfang an in geschlossenen Schulen bewegt hat. Daß diese auch in der späteren Zeit die Form sakralrechtlicher Genossenschaften hatten, würde an sich allein, bei dem religiösen Charakter aller griechischen Rechtsinstitute, noch nicht einen religiösen Ursprung dieser Schulen beweisen; aber der Umstand, daß die griechische Wissenschaft sich inhaltlich direkt aus religiösen Vorstellungskreisen herausgearbeitet hat und daß in einer Anzahl ihrer Richtungen gewisse Beziehungen zu religiösen Kulte unverkennbar hervortreten, macht es nicht unwahrscheinlich, daß die wissenschaftlichen Genossenschaften ursprünglich aus religiösen Verbänden (Mysterien) hervorgegangen und mit ihnen im Zusammenhang geblieben sind. Als aber sich das wissenschaftliche Leben zu voller Selbständigkeit entwickelt hatte, fielen diese Beziehungen fort und vollzog sich die Gründung rein wissenschaftlicher Schulen, als freier Vereinigungen von Männern, die unter Leitung bedeutender Persönlichkeiten die Arbeit der Forschung, Darstellung, Vertheidigung und Polemik unter sich theilten und zugleich in einem gemeinsamen Ideal der Lebensführung einen sittlichen Verband unter einander besaßen.“ (S. 5.) Später lockerte sich naturgemäß dieser Zusammenhang, bis im An-

fang der neueren Zeit Schule und Philosophie fast in ein feindliches, jedenfalls gleichgiltiges Verhältniß zu einander traten, so daß, wie es hier heißt, ein entlaufener Mönch, ein Staatskanzler, ein Schuster, ein Edelmann, ein getaufter Jude, ein gelehrter Diplomat, unabhängige Literaten und Journalisten die Begründer der modernen Philosophie sind und Dem entsprechend ihre äußere Gestalt nicht das Lehrbuch oder der Niederschlag akademischer Disputationen ist, sondern die freie schriftstellerische That, der Essay. Erst das achtzehnte Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte verlegte die Pflege der Philosophie wieder in die Universitäten, wo sie im Ganzen und Großen noch heutzutage heimisch geblieben ist.

Nach diesen Feststellungen bedarf es keines ausdrücklichen Hinweises auf die Thatfache, daß der kulturgeschichtliche Zusammenhang mit der Philosophie sich öfters mehr als erforderlich und wünschenswerth dadurch bekundet hat, daß ethische und ästhetische Interessen — um nicht zu sagen: Vorurtheile — den Gang der objektiven Untersuchung beeinträchtigten. Das gilt sogar von so großen Geistern wie Kant und Plato. Für unsere Zeit wirken nicht selten naturwissenschaftliche Dogmen, aus ungenügender Beobachtung und Abstraktion entsprungen, ähnlich verhängnisvoll; wie Das namentlich die Ethik in ihrer Entwicklung durch einseitige Darwinisten erfährt. Aber es liegt klar zu Tage, daß dieser Umstand ein deutlicher Beweis für die unmittelbare, lebendige Antheilnahme an der Lösung der höchsten Probleme durch die verschiedenen Fachwissenschaften ist, die eben dadurch unzweideutig das Bedürfniß einer über die Grenzen ihrer Betrachtung hinausgehenden allgemeineren Perspektive darthun. Diese unabweisliche Nothwendigkeit tritt um so stärker hervor, je mehr sich der Kreis des positiven Detailwissens ausdehnt. Das gilt, wie wir in Anlehnung an Wandt noch besonders hervorheben wollen, vor Allem von dem weitverzweigten Gebiet der Naturwissenschaften. Der Physiker, der Chemiker, der Physiologe: sie haben es schließlich Alle mit der selben materiellen Grundlage der Körperwelt zu thun, aber Jeder von einem anderen Standpunkt aus. Auf die Dauer wird sich daher sicherlich nur der Begriff der Materie als haltbar erweisen, der die Ansprüche aller dieser verschiedenen Forscher befriedigt und bei dem außerdem die Warnung des Psychologen Gehör findet, daß man nicht subjektive Thatfachen des Bewußtseins ohne objektiven Erklärungwerth aus unseren Vorstellungen in die Dinge übertragen soll. Der Zoologe, der Botaniker, der Anatom, der Physiologe und Pathologe stoßen, Jeder von einem besonderen Erfahrungskreise aus, auf den allgemeinen Begriff des Lebens; die Abgrenzung der Lebensprozesse von den allgemeinen Naturvorgängen zieht außerdem Physik und Chemie in Mitleidenschaft und sieht in nahem Zusammenhang mit kosmologischen und geologischen Fragen. So weit sich das Reich der Erfah-

zung erstreckt, eben so weit dehnt das Kausalgesetz seine Herrschaft aus. Wie wäre aber eine exakte Auffassung dieses Gesetzes möglich ohne die gründliche Kenntniß seiner wichtigsten Anwendungen in den einzelnen Wissenschaften? Und wie wollte man über seinen Ursprung und seine allgemeine Bedeutung Rechenschaft geben, ohne Psychologie und Erkenntnistheorie zu befragen?

Wenn ich nun in großen Umrissen das Ergebnis dieser Betrachtungen skizziren soll, so würde es die Aufgabe einer wahren Philosophie sein, das Weltbild, das die einzelnen Fachwissenschaften, jede von ihrem besonderen Standpunkt aus, geben, einheitlich zusammenzufassen, — unter thunlichster Beseitigung aller Widersprüche, die eben eine einseitige Erklärung der Wirklichkeit in diese Vergleichung hineinträgt. Daraus ergibt sich von selbst der unmittelbare Zusammenhang der Philosophie mit der Erfahrung, mit den treibenden Ideen jeder Epoche; nur dann, wenn sie diese völlig in sich aufnimmt, kann sie sich jenes höheren kulturgeschichtlichen Berufes bewußt werden, der sie zur Hüterin der höchsten Wahrheiten und Ideale des Menschen bestimmt. Verschließt sie diesen an sie herantretenden Ansprüchen hochmüthig und gleichgiltig ihr Ohr, so rächt sich solche Unterlassungsfünde an ihrem Bestand und Einfluß. Wir brauchen nicht zu fürchten, dadurch der Philosophie die Pflicht auferlegt zu haben, alle Moden und Schwankungen des Zeitgeistes mitzumachen: umgekehrt, wo Das der Fall gewesen ist, war es stets ein sicheres Anzeichen für den Mangel eines klar bewußten Strebens und für die Zerfahrenheit der leitenden Wissenschaft selbst. Fassen wir mit Windelband die Philosophie als die Wissenschaft vom Normalbewußtsein auf, so wäre es ihre Aufgabe, die Allgemeingiltigkeit der höchsten logischen, erkenntnistheoretischen und ethischen Normen widerspruchlos zu erweisen, und zwar aus der Fülle der einzelnen Erscheinungen und Thatfachen des konkreten Lebens heraus. Windelband hat diesen Gedanken einmal auf die Ethik angewendet und jeder Gesellschaft die Schaffung eines Kultursystemes zugeschrieben. Aber auch hier, inmitten der sozialen Vorgänge, hat die Philosophie ihres Amtes zu walten, aus dem bunten Gewühl des Details das Bleibende, Ewige zu sondern, die eigentlich verpflichtenden Gründe für unser sittliches Handeln aufzudecken und damit unablässig an der Gestaltung unserer höchsten, über allen Wechsel der Zeit erhabenen Ideale zu arbeiten. Diese hehre Mission hatten die Griechen scharfsinnig erkannt und auch in dieser Beziehung ist die Entdeckung der Wissenschaft und ihrer ethischen Bedeutung ihr bleibendes Verdienst.

Bremen.

Dr. Thomas Achelis.



Aus dem rheinischen Leben.

An der Stelle, wo ich eben stehe, dehnte sich im Jahre 1870 noch ein weites Feld. Nur Frucht- und Dungwagen arbeiteten sich mühsam durch die weichen Feldwege, die selbst bei wenig feuchtem Wetter für den an mancherlei Unebenheiten gewöhnten „Doctormwagen“ ganz unpraktikabel waren. Allerdings: etwas weiter ins Feld hinein rauchte und qualmte auch schon damals ein Ziegelofen, aber er hieß noch „der“ Ziegelofen; und wenn man sagte: „Am Ziegelofen“, so wußte jedes Kind, wo Das war. Heute würde man damit nur die Frage hervorrufen: Welchen Ziegelofen meinen Sie? Denn gar viele sind inzwischen erstanden und vergangen. Bei der Ankunft eines Zuges mit „Gefangenen“ stand ich damals einmal hinter der längs des Bahndammes sich hinziehenden lebenden Fede und betrachtete mit knabenhafter Indignation, wie die armen Ruhrkranken in rothen Hosen diese natürliche Wand truppweise als Retirade benutzten: wohl ein Zeichen, wie einsam und ländlich den fremden Augen diese Gegend damals noch erschien. Diesseits des Bahndammes gab es keine Häuser mehr; nur ein rechter Bauernhof mit Kuhstall und Scheune lag da draußen im offenen Felde.

Und heute? Genau an der Stelle, wo damals ein großer Dunghaufen seiner Reife entgegenharrte, steht jetzt ein Gasanbelaber mit prächtigem Glühlicht. Fünf breite Straßen stoßen hier zusammen. Eine Dampfstrassenbahn läßt neben dem mit Sägen und Vorzügen belasteten Gleise der Staatsbahn alle halben und im Sommer gar alle Viertelstunden ihre Signale ertönen. Auf den breiten Trottoirs ziehen Menschen ihres Weges. Alle in Kleidern, als ob „es alle Tag Sonntag wär“. Zu gewissen Tageszeiten steht es so aus, als wäre es eine Hauptstraße einer großen, verkehrreichen Stadt, solche Massen fluthen da auf und nieder. Das aber ist keineswegs der Fall. Hier ist immer noch „Land“; aber modernes Land. Villen und Gärten füllen das weite Feld, das vormalis sich hier dehnte, und trotz der Kanalisierung, der Wasserleitung, den asphaltirten Straßen und der glänzenden Glühlichtbeleuchtung, trotz all diesen städtischen Herrlichkeiten, die hier in einem Menschenalter entstanden, sind wir immer noch auf dem Lande.

Aber was für ein Land ist's? Wie freuten wir uns damals als Buben, zum Rhein hinunter zu gehen, uns hinter den Weiden der Kleider zu entledigen und dann im lauen Wasser zu baden! Ungenirt schwamm, wer schwimmen konnte, mit der Fluth ein Stück hinab, um dann auf dem Weinspad wieder hinaufzuwandeln zu den die Kleider hütenden Kameraden. Die Schwimmhose fing erst an, der fröhlichen Nacktheit oder den rothen Kattuntaschentüchern Konkurrenz zu machen, und es war durchaus kein Verbrechen, in einem dieser Kostüme einmal zufällig einem „fremden“ Menschen zu begegnen. Ob dieser fremde Mensch männlichen oder weiblichen Geschlechts war, wir Buben fragten bloß: Was will Der hier? Denn wir fühlten uns zur Badezeit als Herren des Ortes. Und die Badezeit wählten wir uns nach Belieben, wie Schule und Reigung uns bestimmten. Heute sind die Weiden verschwunden, das ganze Rheinufer ist mit prächtigem Quai und Eisengitter ausgestattet; am Quai liegt eine Brücke für die Dampfschiffe; wo einst schwerfällige Rachen die Ueberfahrt besorgten, tanzen heute elegante Motorboote auf den Wellen und befördern uns in Zeit von drei Minuten auf das

jenseitige Ufer. Das romantische „Hol läb-ä-är“, das namentlich am Abend so schaurig erklang, ertönt nicht mehr und eine große Schwimmanstalt für Herren und Damen zeigt an, daß der Freiheit eine enge Bretterbühne gezogen wurde. Wenns nur der Bequemlichkeit der Badenden zu Liebe geschehen wäre, wollte ich nichts sagen; aber es geschah mehr noch der Pruderie der Nicht-Badenden zu Liebe, die ihre Augen schon so verdorben haben, daß sie in weißen, nackten Kinderkörpern etwas Unanständiges, Unschönes, Unstühiges sehen. Und Das ist nicht gut an all dem Guten und Schönen, was hier entstand.

Wandle ich die Strahlen ab und betrachte mir die Auslagen der Kaufläden, so erkenne ich an ihnen, welche Bedürfnisse hier jetzt gestillt werden sollen, wie die Lebenshaltung der Bevölkerung eine ungleich anspruchsvollere geworden sein muß, als sie ehemals war; denn die Geschäfte sehen nicht nach Bankrott, sondern nach ganz tüchtigem Umsatz aus. Alles ist da zu haben, als wären wir in Wien oder Frankfurt, und die godesberger Spezialitäten in Decken, Einmachbüchsen, Damenunterrüden u. s. w. haben sich bereits die Welt als Markt gewonnen.

Wie aber, wenn ich die anliegenden Dörfer besuche? Die alten, kleinen, verkommenen Bauerndörfer sehen fast aus wie neu. Häuser, die wie früher aus Behmsackwerk gebaut sind, mit moosbewachsenen Dächern, muß man jetzt schon suchen. Ein Backsteinhäuschen nach dem anderen erhob sich an ihrer Stelle, die Fenster wurden größer, die Stuben höher, heller, luftiger; Gardinen zierten die Fenster, wo vormals höchstens ein paar kümmerliche Blumen oder ein Fliegen- gitter den Einblick von außen verwehrten. Zerlumpte Kleider, unbeschuhte Kinder, Mädchen ohne Hüte giebt's fast nicht mehr, dafür aber Sandalen, Fahrräder in Menge, Toiletten in bunter Abwechslung; und unten am Rheinufer steht jeden Nachmittag der Herr Friseur im Sportanzug mit weißer Mütze und fischt mit einer englischen Angel nach den seltenen Fischen der Rheintiefe. Das Fahrrad lehnt hinter ihm an der Quaimauer. Die Ställe und Scheuern in den Dörfern aber sind kleiner geworden, denn die Obstzucht zog ins Land und Erdbeersfelder, so groß wie ehemals Kartoffelfelder, sieht man überall. Das ist im Frühling ein Blühen und Schwelgen in Farben und Düften, wie es ähnlich nur im schweizerischen Thurgau und am Bärtsche bei der Au zu finden ist. Nur daß am Rhein die Natur den Früchten ein noch viel feineres und köstlicheres Aroma mittheilt.

Aus den Wirthshäusern mit obligaten Kramläden sind Gasthöfe geworden, aus den Gasthöfen Restaurationen; und wagte es früher noch kein Gastwirth, den Namen des einzigen, alten, aber hochrenommirten „Hotels“ für sich zu usuriren, so finden wir heute selbst einfache Bierwirthschaften in Hotels und Hotel- Restaurationen umgewandelt. Und alle bestehen, alle machen Geschäfte trotz der Unmasse von Fremdenpensionen, die neben ihnen erstanden. „Civile Preise“ locken allüberall; und man muß gestehen: die Preise sind wirklich nicht wesentlich theurer geworden, nur verzehrt der Gast, der jetzt hier einkehrt, schon der Feinheit der Umgebung halber und auch, um seinen eigenen Werth darzutun, mehr als der Gast von ehemals. Mit einem oder zwei Groschen oder einem „Kastemännchen“ geht's da nicht mehr ab; eine halbe Mark muß zum Mindesten dran gewandt werden. Und die Leute sehen nach solchen Opfern nicht elender und trostloser aus als vorher, denn sie wissen, wo neues Kleingeld wächst. Das Geld ist werthloser geworden, weil leichter zu erringen; man spart nicht ängstlich,

sondern vertraut seinen Arbeitgewinn wieder dem Leben an, und da Das fast allgemein geschieht, bringt das Leben bald wieder neuen Zufluß in die keineswegs nur zum Ausgeben offenen Taschen. Bis in Einzelheiten hinab zeigt sich, daß der alte ängstliche, stets besorgte Bauernsinn einer größeren Lebenszuversicht gewichen ist. Man hat sich fühlen gelernt, man will Etwas gelten; wie selbstverständlich streckt man die begehrten Hände nach den Gütern und Annehmlichkeiten des Lebens aus und kein einziges Gebiet vermochte sich dieser Bewegung zu entziehen, auch das Gebiet des kirchlichen und religiösen Lebens nicht.

Vor dreißig, vierzig Jahren fing es da ungefähr an. Bauerndörfer, die keine eigene Pfarrei und Kirche hatten, verlangten nach einer solchen. So entstand hier eine neue Kirche und dort eine. Die alten Kapellen wurden nur noch an gewissen Tagen benutzt; oder man riß sie einfach ganz nieder. Die neuen Kirchen der kleineren Orte erweckten den größeren eben so das Verlangen nach größeren, schöneren, neuen Kirchen. Dazu kam die allmählich steigende Konkurrenz der protestantischen Kirchen. Die Einwanderung aus protestantischen Gegenden setzte ein. Da und dort bildeten sich protestantische Gemeinden; und die neuen Gemeinden bauten neue Kirchen. Diese reizten zum Wettstreit. So verließen die Godesberger ihre alte Bergkapelle, die von Jahrtausenden geweihte Kultstätte, wo der Heilige Michael dem Merkur der Römer, der Merkur dem Wodan die Nachfolge abgenommen hatte, und bauten sich am Fuße des Berges eine neue Kirche. An den Schutzpatron erinnert da nur noch das „Michelsglöckchen“ und der dem Erzengel geweihte Seitenaltar, auf dem Michael als drachentörender Siegfried erscheint. Zu einem Thurm jedoch für die neue Kirche langten vor dreißig Jahren die Mittel noch nicht. Auch das Innere der Kirche war noch Jahre lang fast schmucklos. Länger als fünfzehn Jahre stand sie im Holzverputz da, der Boden mit Backsteinen belegt, kalt und nüchtern die Wände und Fenster, scheußlich der Kirchplatz; und gar mancher Katarrh, gar manche Gicht und freudig zwickender Rheumatismus begleiteten die Andächtigen aus diesem zugigen Eiskeller nach Hause. Schon stand die neue protestantische Kirche in voller Schönheit da, stolz mit Thurm und Gartenanlagen geschmückt. Da gingen auch die Katholischen wieder an die Arbeit. Der Thurm wurde aufgeführt, die Kirche innen ausgemalt, und nachdem noch eine Tafel angebracht war, die den Namen des Pfarrers verrieth, unter dessen Wirken all Dieses und obendrein die stattliche Villa des Pfarrers selbst zu Stande gekommen war, legte sich der brave Mann hin und starb. Nun aber zog der neue Pfarrer der Kirche sozusagen Manschetten an. Das Querschiff wurde ausgebaut, wunderschöne gemalte Fenster spenden ein feierliches Licht, prächtig geschnitzte Bänke, Altäre, Kanzel, Gasglühlichtbeleuchtung und pompöse Heizvorrichtungen zogen ein und zeigten auch hier das Bestreben, es den Vetern heimlich und heimisch zu machen in dieser fast zum Dom erwachsenen Halle.

Das war hier. Und im Nu folgte mehr als ein halbes Duzend der umliegenden Dörfer dem Beispiel. Was seit Jahrhunderten den örtlichen Bedürfnissen genügt hatte, genügte jetzt plötzlich nicht mehr. Man fühlte sich in diesen alten, zum Theil uralten Kirchen und Kapellen nicht mehr wohl; und im Umkreise von einer halben Stunde zählte ich, oberflächlich gerechnet, acht neue katholische, zum Theil sehr große und stattliche Kirchen, die alle seit den sebziger Jahren aus dem Boden emporgewachsen sind.

So entspricht Eins dem Andern in diesem modernen Bilde, und wie der Mann im Motorboote mit seinem Kapitänsanzuge, dem nur noch die weißen Glattehandschuhe und die höfliche Freundlichkeit fehlen, von dem braven Schiffer und seiner alten Schifferjacke absticht, so unterscheiden sich diese neuen Kirchen und ihre würdigen Domherren von den alten Dorfkirchlein und ihren bäuerlich gutmüthigen und biederen Pfarrern. Am Meisten aber erstaunt man über den schnellen Wechsel in der öffentlichen Meinung selbst. Weiß ich mich doch noch zu erinnern, daß man über einen katholischen Geistlichen, der unter seinem nicht allzu langen Rode Kanonenstiefel „wie die bonner Husaren“ trug, mitleidig die Achseln zuckte, während man heute gegen einen solchen Herrn, der etwa mit dem Sanktissimum unter dem Rode in einer dieser nach Jagdwagenart gebauten Droschken zu einem Kranken führe, gewiß nichts Unrespectliches äußern würde. Es ist so, als ob man der Ansicht wäre, daß nun auch von den „neuzeitlichen“ Trachtkern der dornige und steinige Weg zum Himmel bequem ausgebaut werden würde, so daß man auf Gummirädern und sanftem Parquet ohne Rütteln und Schütteln, ohne sich zu kreuzigen und zu kasteien, einfach hinaufglitschen könnte in die „ewige Seligkeit“, deren Vorgeschnack man hier unten schon sehr deutlich empfindet. Die alte Zeit muß — so scheint mir manchmal — doch recht dumm gewesen sein, daß sie es sich mit dem Leben und Sterben und Seligwerden so fürchterlich sauer werden ließ.

Aber jetzt zum Rhein hinunter! Da unten an der plittersdorfer Au weiß ich ein stilles, einsames Plätzchen; da fließt der Rhein so ruhig und schön, da grüßen die Siebenberge und leuchten die Laffeler Steinbrücke in prächtigem Braunroth. Hin und wieder unterbricht ein Sprengschuß und das dumpfe Rollen der Basaltsteine, die da drüben verladen werden, die Stille; ein glänzender Dampfer gleitet vorüber, ein schwerer Schlepper zieht leuchtend zu Berg und ihre Wellen schlagen im Takt zusammen. Hier giebt es noch Weiden am Ufer. Da drüben in Dollendorf raucht ein Kamin so entseßlich, daß ich meine, ich röche wieder den altvertrauten Dunst, der immer entsteht, wenn ein Flickschuster seinen Ofen mit alten Stiefelsohlen heizt. Das riecht zwar nicht gut, aber wahr ist es doch, daß dieser merkwürdige Geruch in Niederdollendorf, der hier von Zeit und Wind seit einem Menschenalter vergessen worden zu sein scheint, mir erst die Bilder der Vergangenheit zu lebendiger Gegenwart herantief. Und jetzt, wo ich diesen graubraunen Qualm sehe, rieche ich auch jene alte Zeit wieder und es scheint mir kaum merkwürdig, daß da hinter mir die Inschrift auf dem Steinkreuz von einem „Halften in der Aue und seiner Ehefrau“ erzählt, die Beide in einer Zeit gelebt haben, da Deutschlands herrliche Fluren unter einem dreißigjährigen Kriegselend bluteten. Wie weit, wie weit ist es von jenem Elend bis zu dem heute hier blühenden Leben! Wie weit von jenen in einer sogenannten Religion besangenen, mit allem Teufelspud und Drogenwahn seit Jahrhunderten belasteten Gehirnen bis zu dieser Heiterkeit, die mir rings entgegenleuchtet! Und dennoch frage ich: Was wird länger dauern: die Inschrift da auf dem einfachen Steinkreuz aus jener Zeit oder das prächtige Mausoleum, das sich da am Rheinufer ein neugeborener Baron in unserer Zeit aus mächtigen Haussteinen und Säulen für klogiges Geld erbaut hat? Welches Glück, welche Schönheit, welchen Schaffens-

muth und welche Schöpferfreude würde sich ein Künstler, ein lebendiger Denker oder Dichter hier Tag für Tag holen können, hätte er an diesem Plätzchen ein Häuslein in traulichem Garten und grühten die Strahlen der Morgensonne, von den goldduftenden Nebelflügeln des Rheinthales getragen, zu den Fenstern dieses Häusleins hinein! Was aber hat ein Loter von all dieser Herrlichkeit? Begehrt er nicht einfach einen fortwährenden Raub am Leben selbst, dem er diese Stätte nahm?

Es giebt einen Adel, den Niemand sich kaufen kann. Und dieser einzige echte Adel würde es verschmäht haben, in das wunderbare, sonnig heitere Lebensbild ein Memento mori hineinzuschreiben, alle Vorüberfahrenden zu einem Spott oder zu einer ernsten Verstimmung herauszufordern; und noch mehr würde er es vermieden haben, noch im Tode mit diesem wegelagernden Besitzüberfluß zu prahlen, der thatächlich nicht mehr weiß, wie er sich breit machen soll.

Von meinem Plätzchen aus sehe ich das Steinwerk nicht mehr, dessen Anblick mein Gemüth in Wallung brachte. Nur leise, leise plätschert der Rhein und auf seinem Spiegel tanzen silberne Sterne. Da kommt die Besinnung zu mir und fragt mich: Wie war es möglich, daß in einem Menschenalter hier ein solcher Zaubergarten erstand? Wie denkst Du es Dir, daß an diesem Werke alle jene Bauernbuben mithalfen und mithelfen konnten, die Du selbst doch noch in der Schule gekannt hast? Wer knöpfte ihrem engen Sinn denn auf einmal auf? Wer rief die Intelligenzen wach, die da im Verein das alte Bild so gänzlich umgestalteten, geschmacklos zuweilen und noch unbeholfen, zuweilen aber auch so wunderbar, daß man glauben könnte, das Alte und Schöne habe stets in dieser Umgebung gestanden, so wußte das Neue sich an- und hineinzupassen, ohne auf sich selbst und seine Zweckmäßigkeit zu verzichten?

Und als ich mich so fragte, da lachte es leise von den Wellen her und fing zu plaudern an. „Wer schafft denn auf Erden Alles, wenn nicht die That? Und woher kommt wohl die That anders als aus dem Wunsche? Wer aber weckt den Wunsch, wenn nicht das Bedürfniß? Und das Bedürfniß, woher kam es wohl? Aus dem Sehen, der Erweiterung des Gesichtskreises, dem Verkehr. Er ist es, der weckt und weckt; er ruft die Wünsche wach und streut die Bedürfnisse aus nach allen Seiten. Er rüttelt die Kräfte zum Leben auf, — und siehe da: ein Regen und Weben beginnt überall, wo man sich bisher kaum zu athmen getraute. Da wird nicht mehr gefragt, ängstlich erwogen und überlegt: Sollen wir Dies auch wohl thun? Man packt an und thut; man fragt nur noch nach dem besten ‚Wie‘, aber das Ziel steht fest. Gewiß ist die Bedürfnißlosigkeit die Hüterin der Freiheit und die Wärterin aller Tüchtigkeit und Kraft, aber erst jenseits dieser Station der That und des Wirkens. Vorher ist sie nichts als Apathie und erkenntnißlose Gleichgiltigkeit gegen das Schöne und Erfreuende des Lebens. Schuf aber der Mensch erst die äußeren Güter und lernte an ihrem Werthe den Werth der inneren Güter ermessen, die jene erzeugten; besinnt er sich nach der That auf sich selbst; veräußerlicht er sich nicht und wirft er sein Bestes nicht an seine Geschöpfe, sondern bleibt er treu der Kraft, die das Alles schuf; wahrt er sich diese Tüchtigkeit: so wird das Leben ihn davor bewahren, im bloßen Haben zu verknöchern, seine Ohren und sein Herz Denen zu verschließen, die noch entbehren, und er wird, eingedenk des eigenen Werdens, zu einer Erkenntniß emporsteigen, die seinen Blick mit freudiger Hells, seine Brust mit glühiger Zuversicht erfüllt.

Wo entspringt die That? An dem Punkte, wo Gedanke und Wille sich kreuzen. Und das ist auf normalem Wege auf halbem Wege. Und woher kommt der Gedanke, woher der Wille? Der eine aus dem Kopfe, der andere aus dem Herzen. Aber von selbst arbeitet der Kopf nicht, der immer schnell müde ist, treibt ihn das Herz nicht mit unermüdlischem Pochen. Und nun wohl: wo sitzt das Herz? Links, immer links! Hier sitzt der Wunschschmied, hier glüht das Feuer aller Sehnsucht, hier wird der Wille geboren, hier hämmert das Leben den Werdetakt, bei jedem einzelnen Menschen wie bei einem großen Volke. Die That aber, die That stammt hier nicht auf, sondern weiter drüben, auf halbem Wege. Denn steigt das Herz in den Kopf: wehe! Und steigt der Kopf in das Herz hinab: wehe! Beide haben ihren natürlichen Platz; und damit es zur frohen That komme, muß das Herz dem Kopfe, der Kopf dem Herzen, die Einsicht den Wünschen, der Wunsch den Einsichten offen bleiben. Ein wahres Glück also, daß es in unserem Volksleben noch eine linke Seite giebt, wo die Wünsche brodeln und drängen und treiben zur That, zur That. Und ein noch größeres Glück wäre es, dürfte ich hoffen, daß diesem Wunschleben der Kopf niemals versage, daß er aus dem Erfolge und dem Gelingen stets wieder den neuen Mutz fände zu neuem Thun und Wagen. Das Leben anders als durch Leben erhalten wollen, ist ein Unding. Leben, wo es aufblüht, weckt stets wieder Leben; und arm nur wäre ein Volk, bliebe ihm einmal kein Wunsch mehr zu erfüllen. Dann wäre das Leben nicht mehr des Lebens werth. Dann hieße es abbanken! Allzu weise und allzu bedencklich und allzu versagend schon werden wir Die da drüben. Sie wollen von ihrer eigenen Jugend nichts mehr wissen, nichts davon mehr, daß immer noch im Herzen des Volkes das Herz ihrer eigenen Jugend schlägt, daß was einst sie auf den Weg zur That trieb, immer noch die gleiche Sehnsucht nach dem Leben ist, die heute in den jüngeren Schichten des Volkes lebt. Allzu weise und allzu bedencklich schon werden wir da drüben die Weisen. Aber ich werde sie schon noch einmal locker kriegen. Schon manchen in altem Schimmel versauernden Tropf habe ich müde gekriegt und ausgerüttelt aus dem Altwasser, in das er hineingerathen war, wenn ich im Frühling, nach dem Schmelzen des Schnees, meine Hochfluth in die Thäler sandte."

So lachten meine Wellen; und ich lachte mit. Und ich stand auf von meinem Träumersplätzchen und wanderte zurück nach Hause. Viele alte Wegerinnerungen waren verschwunden; aber obgleich es mir alte, liebe Freunde gewesen waren, grollte ich dem Leben nicht, das sie nahm, sondern dankte ihm und erfreute mich an den neuen Schönheiten, mit denen es im Laufe von kaum fünfzehn Jahren meine alte, schöne Heimath beschenkt hatte. Finde ich auch die verkrüppelten Weiden an „der alten Bach“ nicht mehr, von denen wir einst unsere Maisböden schnitten, so bin ich doch sicher, daß die Zungen ihre Plätze gar wohl zu finden wissen und daß ihre Maisböden nicht trüber klingen als einstens die unserigen. Denn das Leben fand seine heimlichen Plätze noch immer, und mauerte man ihm hier einen neuen Damm in den Weg, so brach es dort einen alten durch. Darum ein Glückauf allem Leben und Lebenwollen!



Deforationen.

Von der darmstädter Künstlerkolonie ist eine Anregung ausgegangen, die Professor Peter Behrens vertritt. Man kündigt eine Reform des dekorativen Stils unserer Theater im Sinn der modernen Kunstrichtung an. Die Gedanken des darmstädter Professors tragen die Thaurfrische einer erfreulichen optimistischen Zuversicht. Die darmstädter Monatschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ unterrichtet fortlaufend und in ausgiebiger Weise über die „alkünstlerischen“ Bestrebungen, die Joseph Oberich der modernen Architektur, die Hans Christianen der Innendekoration, der Glasmalerei und Kunstverglasung, die andere Mitglieder der Kolonie anderen Zweigen des Kunstgewerbes zuwenden. Aus dieser Kunstzeitschrift ist der Aufsatz des Professors Behrens von einem guten Theil der deutschen Presse abgedruckt worden, — wohl, weil er ein Thema behandelt, für das man Interesse in den sogenannten weitesten Kreisen voraussetzt. Der „Theaterfreund“ freut sich immer, wenn der ihm am Herzen liegenden Kunst, wie es alle paar Jahre geschieht, ein neues Coangelium verkündet wird, und findet es natürlich ganz in der Ordnung, daß die Resultate der in rascher Entwicklung aufblühenden Schwesterkünste der Bühne zugeführt werden sollen.

Das darmstädter Programm geht von der Annahme aus, daß die heutige bildende Kunst „die am Weitesten in kultureller Beziehung vorgeschrittene“ sei; „besonders die Malerei kann sich rühmen“, sagt Professor Behrens, „den ersten Anstoß zu der Entwidlung eines neuen, unseren Empfindungen angepaßten Stils gegeben zu haben“. Dennoch bescheidet sich die Reform: sie hat „nicht das Ziel, pomphaste Ausstattungstücke zu schaffen, sondern nur — auch auf der Bühne — die bildende Kunst ihre vornehmste Sprache sprechen, den Gesang ihrer Linien erklingen und die Harmonie ihrer Farben ertönen zu lassen. Die Dekorationmalerei, wie wir sie in des Wortes üblicher Bedeutung verstehen, möge ihr Handwerk auf der Bühne aufgeben und auch dort Play machen der Dekorationkunst, die wir, stolz jubelnd, in Palast und Dachlammer einziehen sehen“. Aus diesen Worten spricht eine sich siegreich fühlende Kraft und ein Muth zur Initiative, deren sich die Bühne, die sonst von allen möglichen Publikumsneigungen beeinflusst wird, nur freuen könnte. Dennoch stellen sich im Sinn des Theaterfachmannes, der vielleicht auch hier und da einmal neben dem „Theaterfreund“ gehört werden sollte, diesem Siegesbewußtsein nicht unbeträchtliche Zweifel entgegen.

Professor Behrens sagt, die bildende Kunst wolle die Bühne „mit neuem Geiste beleben“; die nächste Frage ist nur: ob die bildende Kunst dazu auch im Stande ist, ob der Zweck des Theaters ihr ein solches Mandat gestattet oder gar zumeist. Diese Frage ist nicht ohne Weiteres zu Gunsten

der freundlichen Anbieterin zu entscheiden; und selbst wenn die bildende Kunst uns verspricht, das Theater wieder dem Zweck entgegenzuführen, „dessen Sinn die Griechen wohl verstanden hatten, den auch Goethe verlangte: dem Kultus des Schönen und des vorbildlichen Geschmacks“, so ist zunächst daran zu zweifeln, ob die darmstädter Reform die Griechen und Goethe auch richtig verstanden hat. Der Kultus des Schönen und des vorbildlichen Geschmacks scheint mir nämlich immer nur ein Nebenzweck des Theaters, ein unter Umständen beiläufig mit zu erreichender Zweck gewesen zu sein. Ich glaube sogar, daß der Kultus des Schönen nicht einmal der Zweck der bildenden Kunst ist, — es sei denn, daß man das „Schöne“ im weitesten Sinn als alles Leben Wirkende der Seele in den Dingen der Welt erfassend. Und vorbildlichen Geschmacks hat überhaupt keine Kunst zum Hauptzweck; oder sie degradirt sich selbst zum moralischen und ästhetischen Schulmeister. Ein Engel von van Eyck, eine Figur Michelangelos, ein Monolog Racines, der Franz Moor aus den Räubern, ein Satz der Troika oder ein Glasfenster von Hans Christiansen in Darmstadt: das Alles sind mir nicht Dinge des „vorbildlichen Geschmacks“, sondern viel mehr: es sind die mich erfreuenden oder erschütternden Aeußerungen starker, eigenartiger Menschenseelen in den Formen der Kunst. Das hat man in Betrachtung aller anderen Künste doch längst begriffen; warum soll nun das Theater — und das Theater ist im eigentlichen Sinn doch das Drama, also eine unendlich viele und vielgeartete Lebensregungen umschließende Kunstform — allein gerade in eine so engherzige Teleologie eingespannt werden?

Aber lassen wir diese Sätze immerhin gelten, die, wie die liturgischen Formeln in der Kirche, jede dramaturgische Abhandlung einleiten, ohne daß man sich etwas Bestimmtes dabei denkt; die weitere Ausführung der Zweckbestimmung des Theaters, die Professor Behrens giebt, ist schon wesentlicher.

Die Verwandtschaft unserer modernen Kunstideale mit denen der Romantik ist zum Ueberdruß oft schon betont worden. Es ist ein Romantikerideal, das die darmstädter Reform auch für die Theaterkunst in Anspruch nimmt. Sie meint, das Werk der Bühne solle nie den Gedanken vergessen machen, daß Alles ein Spiel sei. Das war bekanntlich die Lieblingsmarotte Ludwigs Tieck. Ich sage, etwas unhöflich: „Marotte“, obwohl meine Abneigung gegen diesen Satz dem aufrichtigen Bedauern entspringt, wenn ich gerade an Tiecks Bühnenwerk sehe, wie der Gang, durch ein über die Sache sich stellendes Ironisiren die eben als künstlerische Wirklichkeit geschaffene dramatische Form wieder aufzulösen, diesen feinen Geist um jede Wirkung auf der lebendigen Bühne gebracht und seine sonst weitausgreifende dramaturgische Befähigung eingeschränkt hat. Was Tieck wollte, war und ist nicht schwer zu verstehen: es giebt auf allen künstlerischen Gebieten eine Gattung

von Schöpfungen, die diesen Grad von vergeistigter Form erlangen können, die alle Erden schwere in ein heiteres Spiel der Form auflösen und dadurch „erheben“. Die Komödie Shakespeares und die des Aristophanes haben sich dieses Ziel gesteckt. In einer freien Sphäre der Phantasie werden in Shakespeares Lustspiel Wahn, Leidenschaft und Schwäche der Menschheit von einem symbolisirenden Humor beleuchtet und im Licht einer poetisch heiteren Sinnlichkeit verklärt. So ist auch ein Theil der spanischen Komödien beschaffen, wo an die Stelle des symbolisirenden Humors häufiger das Kunststück der Dialektik tritt. So verfährt auch Molière in mancher seiner Komödien; auf andere seiner Stücke aber paßt die Schablone nicht: Tartuffe ist eine Komödie des bittersten Ernstes und eben so der Misanthrop. Da tritt kein Puck vor den Vorhang und versichert uns, daß wir eine heitere Sommernacht durchträumt haben, da wünscht der Dichter im Gegentheil, daß wir das Gehörte und Gesehene als zum Nachdenken anregende Realität betrachten sollen. Tieds aber leitete seine Theorie einseitig von den Lustspielen der zuerst erwähnten Art ab; Shakespeares Lustspiel vor Allem galt ihm so sehr als Muster der dramatischen Gattung, daß er es über die Tragödien des großen Briten stellte.

Von einer ähnlichen Neigung ist die moderne Kunst wieder stark beeinflusst; aber mit der Theorie Tieds theilt auch das Bühnenideal der darmschädter Reform die Gefahr einer zu weit gehenden Verallgemeinerung. Der allergrößte Theil der Dramen der Weltliteratur ist diesem Zwecke nicht angepaßt. Der selbe Shakespeare, der mich durch den Puck-Monolog oder durch das Scheerenschleifer-Vor- und Nachspiel gewissermaßen um Entschuldigung bittet, daß Humor und Phantasie hier leidlich unkontrollirbare Sprünge gemacht haben, enthebt sich des Versuches, meine Thränen zu trocknen, wenn der von unseliger Leidenschaft gefällte Othello im letzten, bereuenden Ruffe stirbt. Er verschmäht eine formale Andeutung, daß hier nur ein Spiel getrieben worden sei, und auch nicht in diesem Bewußtsein liegt das erhebende Moment dieser und anderer Tragödien: es liegt in der gewonnenen Einsicht in das unerschütterliche Walten der Nothwendigkeit, es liegt, wie Nietzsche es ausdrückt, auch zum Theil in der heimlich beklemmenden und doch mit Stolz empfundenen Freude, einen Menschen höherer Art an der Treue zu seiner Natur, zu seiner unendlichen inneren Anlage zu Grunde gehen zu sehen.

Wären Drama und Komödie stets so beschaffen, daß sie in allen ihren Theilen nur symbolisirende Absichten darstellten, so wäre gegen eine durchaus stilisirende Behandlung des Bühnenbildes weniger einzuwenden. Professor Behrens aber setzt diese Absicht als immer vorhanden voraus, denkt dabei freilich mehr an das Drama, wie er es wünscht, als an das vorhandene. Das geht aus dem Entwurf des künftigen Bühnenbildes klar hervor: „Das

Hauptgewicht der ganzen Dekoration, die vom Zuschauerraum durch einen monumentalen Rahmen abgeschlossen wird, ist auf den Hintergrund zu legen. Die Malerei sollte so weit stilistisch, fast oder ganz bis zur Auflösung ins Ornament behandelt werden, daß die ganze Stimmung des Aktes durch Farbe, Linie getroffen wird. Die Malerei soll eben keine Natur darstellen, sondern ein schöner charakteristischer Hintergrund sein, vor dem schöne Menschen in prächtigen Gewandungen und mit feinen Bewegungen die schönste Sprache reden. Die Kostüme der Chöre und Statisten sind für koloristische Wirkungen auszunützen, die der Hauptdarsteller als selbständige Kunstwerke, bei modernen Stücken sogar als Beispiele feinsten Geschmacks zu betrachten.* Wie eng ist da dem Drama seine Bewegung vorgeschrieben! Dem Drama? Ach nein: Das ist überhaupt eine Dramaturgie des Lebenden Bildes, aber nicht eine solche für das Spiel der Leidenschaften, das dem Dramatiker vorschwebt. Wenn ich von dem Genre des londoner „Empire“ absehe und mich unter der dramatischen Dichtung unserer Tage nach Werken umsehe, die dem darmstädter Stil die Unterlage bieten könnten, finde ich wenig oder gar nichts. Vielleicht kommt Maeterlinck dieser darmstädter Bühne am Meisten entgegen. Seine Dichtung gestattet vielleicht die Adaption eines Stils in diesem Sinne. Aber bei Dramen schon wie „Prinzessin Maloen“ und „Pelleas und Melisande“ kommt der Regisseur ins Gedränge mit der realistischen Forderung praktischer wirklicher Vertlichkeit und solcher Requisiten. Das Requisit namentlich, das im Drama immer „naturalistisch“ sein wird, stellt einen Widerspruch dar gegen die symbolistische Auffassung der sonstigen Bühnenwelt.

Nun wollen aber die Darmstädter nicht durchaus symbolistisch verfahren und ganz ist es ihnen mit der Auflösung in Linie, Ornament und Farbe nicht Ernst: „Wir werden die schwüle Gluth eines Sommertags oder den feuchten Glanz einer Mondnacht anders begreifen als mißglückte Kunststücke billigster Bühneneffekte.“ Das ist der Malerei zu allen Zeiten und in allen Stilen viel besser als der Bühne gelungen; und wieder könnte auch eine Bühnenmalerei für das Lebende Bild hier das Wundervollste leisten. Etwas Anderes ist es mit der Bühnenmalerei für das Drama. Auf der Bühne des Dramas nämlich „lebt“ die Natur. Das heißt: sie geht die Reihe ihrer Zeiten durch; auf den sonnigen Sommertag soll die müde Resignation der Dämmerung, soll die Nacht folgen und aus dem feuchten Mondglanzbild wieder muß sich der helle Morgen entwickeln. Ich brauche nun Professor Behrens nicht zu belehren, daß ein Bühnenbild, das unter so verschiedene Beleuchtungen gerückt werden soll, seine ganz eigenen technischen Bedingungen hat, die leider einen schmerzlichen Verzicht auf die intensive Ausgestaltung nur der einen Stimmung einschließen. Wenn man überhaupt noch irgend welche Art naturalistischer Bildwirkung auf der Bühne zulassen will, muß man sofort auch wieder die alten Kompromisse der

eigentlichen Dekorationskunst acceptiren, die, nebenbei bemerkt, nicht dem stümperhaften Unvermögen, sondern der gewissenhaftesten Anstrengung hochbegabter Meister ihre Entstehung verdanken. Die Bibiena, Quaglio, Servandoni, Weinbrenner, Schinkel, Klotz, Schnitzler e tutti quanti waren ja keine Idioten.

Meiner Ansicht und Erfahrung nach kann der Dekorations-Stil der Bühne sich nur nach zwei Richtungen hin entwickeln: er versucht eine vollgetroffene Realität des Schauplatzes mit den künstlerischen Mitteln des Bildes; oder er stellt eine absolut indifferente Neutralität dar, wo etwa ein stilgemusterter Teppich zwischen einfachen, nichts bedeuten wollenden architektonischen Formen den Schauplatz abschließt, — vorstellt. Also eine naturalistische Bühne — immer in den Mitteln der Kunst gehalten natürlich — oder eine Bühne ohne alle Dekoration.

Eine richtig getroffene Realität im Bühnenbilde bringt, auch wenn die Stimmung des Dramas wechselt, deshalb keinen Widerspruch in unserer Empfindung hervor, weil wir durchaus daran gewöhnt sind, im realen Bilde der Natur, der Stadt, des Hauses, des Zimmers die mannichfachsten Stimmungen zu erleben. Aus dieser Realität heraus empfindet in den weitaus meisten Fällen auch der Dichter die Stimmung seiner darzustellenden Handlung. Darum verflöht meiner Ansicht nach der darmstädter Stil von vorn herein schon gegen das Prinzip derjenigen Kunst, die auf dem Theater den Schwesterkünsten, der Schauspielkunst, der Musik, der Malerei, dem Tanz, nicht gleich geordnet, wie die Darmstädter meinen, sondern ganz entschieden übergeordnet ist: der dramatischen Dichtkunst. Bei ihr hätte die darmstädter Reform zunächst zu beginnen. Der Dramatiker dürfte nicht mehr aus der unmittelbaren Natur heraus denken und schaffen; für jedes seiner Gebilde müßten die Stilformen der modernen dekorativen Kunst das Medium sein. Die darmstädter Reform will sich jedoch nicht auf das Drama der Zukunft beschränken; auch das alte, das vorhandene möchte sie nach ihren Grundsätzen umbilden. Aber auch hier geht sie von Annahmen aus, die nicht immer sichhaltig sind. Sie beurtheilt das Drama der Weltliteratur weder historisch noch ästhetisch richtig. Die „stilistische Höhe früherer glanzvoller Epochen“, die sie voraussetzt, sieht in der Nähe ganz anders aus. Was der Inhalt der griechischen Tragoedie schon verrieth, ist nun, nachdem die Forschung mehr und mehr die früheren philologisch-archäologischen Annahmen beseitigt hat, kaum noch einem Zweifel unterworfen: daß nämlich das griechische Theater der Blüthezeit ein in weitgehendem Maße „naturalistisches“ Bühnenbild herzustellen vermocht hat. Die architektonischen Grundformen behinderten durchaus nicht, wie wir früher glaubten, einen weitgehenden Realismus der Szene. Der greise Oedipus stieg wirklich aus dem Cumenidenhaine auf Kolonos den steilen Feldweg empor, der ihn den Augen der kolonischen Bürger und denen der Welt ent-

rückte, und den Hain der Eumeniden selbst dürfen wir uns in der Bildstimmung ganz der in den Chören zum Ausdruck kommenden entsprechend denken. Maske und Kothurn, diese beiden uns immer unbegreiflich gebliebenen Bühnennittel, waren zu des Sophokles Zeit schon längst überwundene „Traditionen“ einer ganz frühen mythischen Epoche.

Dann führt Professor Behrens Shakspeare als Gewährsmann für seine Absichten an; „und vor Allen Shakspeare legte den größten Werth auf Deforationen und Kostüme“, sagt er. Ich vermute hier eine etwas unklare Ausdrucksweise, sonst wäre es peinlich, Professor Behrens daran zu erinnern, daß Shakspeare bekanntlich gar keine Bühnendeforation gekannt hat und daß sein Kostüm das englische seiner Tage war. Das Shakspeare-drama ist deshalb auch unter Verzicht auf einen naturalistischen Schauplatz darstellbar; gedacht aber, empfunden ist es aus der verschwenderischsten Fülle der unmittelbaren Natur, die bildlich sich vorzustellen, eben weil er sie so umfassend voraussetzte, der Dichter der Phantasie des Zuschauers überließ. Vor Allem aber kannte er keine andere Bühne. Die seine, wie die seiner Vorgänger und nächsten Nachfolger, war eine den praktischen Anforderungen der Zeit angepasste Neubildung der alten mittelalterlichen Mysteriesbühne. Als dann das englische Theater unter der Puritanerherrschaft in seinen Winterschlaf versiel, ging diese alte Form ganz verloren. Beim Wiederaufleben des englischen Theaters nahm es die inzwischen in ganz Europa zur Herrschaft gelangte Form der Renaissancebühne an. Und diese ist es, die, wenn auch nicht in gerader, doch in ununterbrochener Linie zur bis jetzt erreichten höchsten Spitze der alle Künste in ihren Dienst stellenden Theaterkultur hinführte, als die Professor Behrens ganz richtig Wagners Bühnenkunstwerk von Bayreuth bezeichnet. Je nach Zeit, Verhältnissen, vor Allem aber je nach den Mitteln, die dem Theater zu Gebote standen, erlebte diese Renaissancebühne Epochen des Tiefstandes, des ärmlichsten Ungeschmacks, aber doch auch schon solche der äppigsten Entfaltung aller Kunstmittel.

Das Theater Calderons am Hofe des kunstprohigen vierten Philipp hatte eine Bühne, die mit allen überhaupt nur erfindbaren Mitteln einer Poesie Körper verlieh, die in dem Bilder- und Vorstellungreichthum der ariostischen Dichtung ihre Quellen hatte: Natur, Menschen-, Geister- und Zauberwelt, fabelhaftes Heldenthum bilden die Elemente des Dramas Calderons. Das Alles wurde nach italienischen Vorbildern der Szene auf dem Theater Madrids dargestellt. Prospekte und Maschinerie, großes und kleines Himmelslicht, das seltsamste und zauberhafteste Gewandwerk, Gesang und Instrumentalmusik sind Voraussetzungen der spanischen Bühnenkultur jener Tage. Calderon war der Wagner des siebenzehnten Jahrhunderts.

Weder hat aber nun der Verzicht auf bildliche Veranschaulichung des

Dramas bei Shakespeare noch die verschwenderische Fülle an dekorativer Kunst bei Calderon den Werth der ästhetischen Kultur dieser Dramatiker entschieden. Das Shakespearedrama wirkte in seiner gigantischen Kraft ohne Hilfe der bildenden Kunst; das Drama Calderons bedurfte dieses Mediums, weil der Dichter die sinnlich sichtbare Anschauung des mitspielenden Bühnenapparats vorausgesetzt hatte.

Der romantische Wunderbau des Calderontheatere kehrt bei Wagner wieder, denn aus dem Lande der Romantik schreitet er als ihr letzter Heros in unser Jahrhundert hinein. Auch er will das ganze Reich der Natur und das der elementaren Kräfte in den Allegorien der germanischen mythologischen Vorstellungswelt, wie Calderon die der christlich-romanischen Weltanschauung, sinnfällig machen. Freilich kann Wagner unseren Glauben nicht mehr in dem Maße gewinnen, wie Calderon den seiner Zeitgenossen fand. Es ist zuzugeben, daß Wagners Absicht in der Ausführung nicht erreicht worden ist, wahrscheinlich ganz auch nie erreicht werden kann. Aber nicht durch das Prinzip, uns in die unmittelbare Natur auf der Bühne zu versetzen, erweckt er einen ästhetischen Widerspruch, sondern dadurch, daß er der Natur eine zu selbständige Rolle zuwies, und zwar eine solche, die das bildnerische Vermögen unserer Zeit und Kunsttechnik nicht — oder noch nicht — ausfüllen kann. Seine Bühne hat die Divergenz nicht überwinden können, die sich aus dem Zusammenschweißen von Naturalismus und Allegorie nothwendig ergeben muß. Unsere Beleuchtungstechnik kann einen glaublich wirkenden Regenbogen schaffen; aber einen solchen herzustellen, der als wirklich benutzbare Brücke für körperhafte Menschen dient, ist ihr nicht gelungen. Und erreichten wir hier auch das denkbar Beste, so würde doch ein Widerspruch in uns laut bleiben, der immer auch bleiben würde, wenn es Thor gelänge, mit seinem Hammer vor unseren Augen ein Gewitter zu fabriziren. Es ist gar keine Frage, daß Wagner hier das schlechthin durch die Bühnenkunst Undarstellbare verlangt.

Im Wesentlichen ist jedoch an Wagners Bühnenwerk nichts zu ändern, weil es eben aus der Anschauung natürlicher Realität herausgedacht ist, und meist wirkt doch auch die breite, mächtige Natur, in der das Drama sich abspielt und die die Bühne darzustellen wohl vermögend ist, in voller Harmonie mit der menschlichen Gestalt, mit Gesang und Musik zu einem ästhetischen Gesamtkunstwerk. An Wagners Ausschreitungen aber mag die Grenze gefunden werden, die der Mitwirkung der bildenden Kunst auf der Bühne gezogen werden sollte. Nicht mit selbständigen geistigen Ausdrucksmitteln soll sich die bildende Kunst dem Drama zugesellen, denn aus der Natur und nicht aus den Anschauungsformen anderer Künste schafft der Dramatiker sein Werk. Wäre Wagner etwa der „ästhetischen Kultur“ näher gekommen,

wenn er sein Bühnenbild des Lannhäufers nach den Miniaturen eines Missale des dreizehnten Jahrhunderts empfunden hätte? Das ist ja aber der Gedanke der darmstädter Reform, daß wir die bildende Kunst einer Zeit den Charakter der bildlichen Darstellung für das in dieser Zeit spielende Drama angeben soll. Der Dichter hat doch die immer gleich bleibende Realität der Dinge eben so empfunden, wie wir sie heute empfinden; er hat sie anders geschildert, als sie der Maler gemalt hat, vielleicht malen konnte. Die Federzeichnungen Boticellis geben mir doch nur im allerschwächsten Grade die Anschauung der Dantes Dichtung unterzuliegenden Realität von Raum und Gegenstand und wollen Das auch kaum; sie sind Transkriptionen der künstlerischen Idee aus der Sprache der einen Kunst in die der anderen. Sie könnten mir nicht als Vorlage dienen, wenn ich ein für unser heutiges Phantasievermögen ausreichendes Bild einer Szene aus dem Inferno auf der Bühne herzustellen hätte. Jede neu schaffende Kunst wird, vor diese Aufgabe gestellt, immer wieder auf das *primum*, auf die Natur selbst, zurückgreifen. Zur Natur in diesem Sinne gehört aber nun auch aller kulturgeschichtlich überlieferte Stoff.

Das eben will die darmstädter Reform nicht; sie will eine selbständige, symbolisirende geistige Thätigkeit aus den dramatischen Motiven entwickeln. Ich meine aber: das szenische Bild soll die Natur in ihrer ruhig wirkenden Selbstverständlichkeit als Hintergrund und Umgebung der Handlung geben. Die dichterische Voraussetzung soll für diese immer real gedachte Umgebung im Rahmen des Darstellbaren bleiben. So verstanden und hergestellt, ist das Naturbild ein Faktor von fast passiver Bedeutung, wie es im Leben einer ist. In jedem heftigeren Affekt vergesse ich die natürliche Umgebung; nur eine solche passive Rolle soll sie auch im Drama, das vorwiegend eine Aeußerung seelischer Affekte ist, haben. Wo die Stimmungen der Natur ausdrücklich als Motive für seelische Aeußerungen dienen müssen, dürfen sie in keiner Uebersetzung in eine andere Kunstform, sondern müssen als möglichst treu nachgeahmte Natur gegeben werden.

Eben so sollte es mit dem kulturgeschichtlichen Bühnenbild gehalten werden. Es war die schlimme Wirkung der Weininger, daß ihre Bühnenbilder eine Kunstwirkung für sich beanspruchten und die Aufmerksamkeit abzogen. Sucht man aber das gerechte Verhältniß für Bühnenbild und Bühnenvorgang, so versetze man sich in die Empfindung der auf der Bühne Handelnden: für sie wird die äußere Umgebung in der Regel ein gleichgiltig hingenommenes Gegebenes sein, in dem nur Widernatürlichkeiten — also auch symbolisirende selbständige Empfindungäußerungen der Malerei! — und Unrichtigkeiten die Aufmerksamkeit beschäftigen würden. Die Ausnahmen von dieser Regel treten ein, wenn die Handlung ein Bild, einen Naturvorgang voraussetzt, durch welche die Handlung weiter bedingt wird, die also auch in

die Aufmerksamkeit der Handelnden fallen. Fiesko öffnet die Flügel seiner seines Palastes und schaut trunken auf das vom Morgenlicht überfluthete Genua. Hier geht die Handlung in dem Bilde auf, das Bild bedingt die weitere Handlung, also müssen auch wir Zuschauer ein möglichst intensives, der Wirklichkeit gut nahekommenes Bild vom Sonnenaufgang über Genua sehen. Oder wir müssen es uns nur denken; ein symbolisirendes Kunstmittel aber würde hier den Zweck verfehlen. Der Sonnenaufgang selbst ist hier von symbolischer Bedeutung für die Handlung. Der intellektuelle Vorgang einer echt dramatischen Handlung auf dem passiven Hintergrunde einer stillen Naturrealität und die Ausdrucksformen der modernen dekorativen Kunst in ihrer starken Selbständigkeit, mit ihren Linienakkorden und singenden Farbharmenien, die dem Naturempfinden eine eigene Sprache schaffen wollen: Das sind Dinge, die so ausgesprochen an den beiden Enden der Reihe künstlerischer Formen liegen, daß sie, ohne Schaden an einander zu nehmen, nicht zusammengebracht werden können.

Max Martersteig.



Oberammergau.

Oberammergau ist ein lustiger Ort. Zunächst für das fromme Völklein der Oberammergauer selbst. Dann für weitgereiste Leute, die eine gute, leicht reizbare satirische Ader haben. Wer Sinn für Lebenskomik hat, für die unfreiwillige wie für die andere, findet dort ein reiches Genußfeld. Auch Schlingel und Schelme von allerlei Art kommen dort nicht zu kurz; ich denke dabei nicht an die gewerbmäßigen Langfinger. Für durchtriebene Feinschmecker aller gottseligen Vasterhaftigkeiten ist reichlich gesorgt. Sogenannte Volkschriftsteller und andere Zeilenschinder, denen die vielabgegraste alpine Weide etwas zu mager geworden ist, können es, bevor sie zur Stallfütterung übergehen, auch noch einmal mit Oberammergau zur Passionspielzeit versuchen. Nicht zu vergessen Irrenärzte und ähnliche Menschenfreunde und suchende Brüder. Für sie Alle ist Oberammergau ein lustiger, ventiler Ort. Das Spiel der Passion mit allem Drum und Dran, allen Vorder-, Mittel- und Hintergründen des komoebiantischen und wirklichen Lebens kann ihnen zu einem guten Ding gedeihen.

Schlimmer fahren dort die ernsthaften Leute, die im alpinen Passionsdorf ihr hochgestimmtes Menschen- und Künstlertum auspacken wollen und dabei

die Fragen mit auskramen, die ihnen schon daheim nahegegangenen sind. Fragen wie: Ist es den Dörflern da droben wirklich heiliger Ernst, tief religiöse Herzenssache mit ihrem Spiel? Wie fährt das wahrhaft künstlerische dabei? Sind das Alles Dorfinsassen, denen neben der alljährigen Theaterpielerei der handwerkliche oder häuerliche Beruf die Hauptsache ist, oder sind es verkappte Komödianten, die der Zufall der Geburt zu Oberammergauern werden ließ? Haben sie eine würdige Einfachheit? Ist es so wie etwas ungeheuerlich Großes um ihre Passion, ist es ein übermenschliches Opfer? Wirkt ihr Spiel rein legendenhaft? Schlägt das Einstudirte und Berechnete vor? Sehnen sie sich nicht nur nach der eigenen Erlösung und Befreiung der in Sünden verstrickten Seele, sondern auch nach einem lobenden Zeitungbericht und einem glänzenden Kassensrapport? Stört es die Spieler in ihrer Hingabe an das Christusdrama nicht, daß sie eine Lokalberühmtheit und alle zehn Jahre eine Weltberühmtheit sind? Läßt sie ihr Ruhm sittlich unangefochten, so daß sie ihre schlichte Eigenart wahren und nicht aus ihrer natürlichen harmonischen Linie gleiten? . . . Ich habe diese Fragen hergesetzt, obwohl sie zum Theil von erheblicher Naidetät sind, weil ich sie buchstäblich so von ernstern, sogar von weiskünftigen Leuten gehört habe. Die Hypnose der Berichte und Bilder vom oberammergauern Passionspiel wirkt so kräftig, daß sothane Leute mir diese Fragen mittheilen konnten, ohne mit der Wimper zu zucken oder durch ein Lächeln hinter der Frage gleich das skeptische Ausrufzeichen zu markiren. Sie sind ja wirklich nicht bumm, sie sind nur ernst, überernst. Und damit das Unglaubliche Ereigniß werde: es sind Berliner darunter!

In den tollsten Täuschungen sind Die befangen, die aus den Träumen von Heimathkunst, Rassenkultur, heilig gehüteten Provinz-Idealen und germanischer Urständigkeit in die Wirklichkeit von Oberammergau kommen. So wissend sie auch in allem Weltdingen sein mögen: Eins wollen sie nicht als Nothwendigkeit vor Augen haben: daß die Kultur, die alle Welt besetzt, auch auf Oberammergau und sein Passionspiel sich erstreckt, daß folglich auch das moderne Bildschmiger- und Theaterpielerdort in keiner seiner Darbietungen und Schaustellungen irgend ein urgermanisches und urreligiöses, ja nicht einmal mehr ein mittelalterlich-christliches oder biedermeierisch-katholisches Idyll verwirklichen kann. Es ist vollendetes neunzehntes Jahrhundert, mit allem Mischmasch des Jetztzeitigen, mit allem Raffinement des Industrialismus. Also Theater im verwegenssten Sinne des Wortes. Weil es einfach im Betriebe der modernen Kultur nichts Anderes sein kann.

Ich sehe noch das Entsetzen eines überzeugten Uhd-Schülers aus der dachauer Stilperiode, als ich mit ihm zum ersten Mal der Passion beiwohnte. Er war in dem Glauben gekommen, etwas im Bilde und in der Wirkung Dem Aehnliches vorgespielt zu erhalten, was sein Meister Friß von Uhd in evangelischen Gemälden mit wunderbarer Kraft vollbracht hat. Der gut- und blutgläubige Jüngling von Dachau kam schauernd aus dem oberammergauern Theater gestürzt, fassungslos. Und er stürzte auf seine lächelnde Freunde mit einem Schwall von Fragen und Exclamationen ein: „Aber Kinder: ist Das deutsch? Ist Das evangelisch? Das ist ja ein schauerhaftes welsches Nigntum-Kompositum! Das ist ja gräßlicher italienischer Pomposo-Stil, aus Delbruden nach Renaissance-Bildern von Meininger Regisseuren ins Theaterhafte, ins lebendige Panoptikumliche übertragen! Sind Das noch bajuarische Welpier? Das sind nachgemachte Italiener,

die ein nachgemachtes orientalisches Judenvolksdrama tragiren! Ist Das deutsches Christenthum und volksthümliche Kunst?" Und er fand kein Ende.

Bis Einer dazwischen rief: „Narr, der Du bist! Dein evangelischer Meister Freig von Uebe ist auch nicht bloß Maler-Herrgott, er ist nebenbei noch königlicher Professor und sächsischer Rittmeister. Und das Passionspiel der Oberammergauer ist landesüblicher Katholizismus und Komödientkunst von heutzutage und kein lutherisches Bibeltext-Deklamatorium aus der Reformationzeit. Was für eine Echtheit und welche Sorte von deutscher Volksthümlichkeit verlangst Du denn? Es giebt eben verschiedene Völker in Deutschland, storkatholische und storkatholische — und andere. Und Kunst ist Kunst. Und die oberammergauer Kunst ist eine storkatholische; und das Text- und Regiebuch für das religiöse Theater haben Jesuiten geschrieben; und Pfarrer und Schullehrer und ähnliche kundige Thebaner haben es modernisirt; und von Hoftheaterspielern und münchener Bühnenmaschinisten haben sich die findigen Leute von 1890 bis 1900 die Mimik und die Stellungen und die Coulißentnisse abgeguckt. Was willst Du noch mehr von einem Passionspiel, das mit siebenhundert Mitwirkenden und einem Millionenbudget arbeitet und ein kolossales Industrie-Unternehmen mit einem erheblichen Risiko ist? Anders ist so Etwas überhaupt nicht mehr zu machen.“

„Also nichts Echtes und Eigenwüchsiges mehr?“ jammerte wieder der evangelische Malerei-Besessene aus Dachau. Doch: die Gesichtsfarbe und das Haar und die Glieder und die hauptsächlichsten Gefühle. Schminke und Perrücken und falsche Waden sind in Oberammergau noch nicht zugelassen. Die Rittspieler sind echte, eingeborene Dörfler-Aristokraten, in vorsichtiger Kuslese zu Passionkünstlern gezüchtet. Außerdem ist es strenge Voraussetzung für ihren Beruf, daß sie sich eines unbescholtenen Lebenswandels befleißigen.

Unser Uebe-Schüler kam in seiner Suche nach Echtem immerhin noch auf seine Rechnung, nachdem er sich in unsere Abstriche gefunden und die romantischen Traumbilder aus den Augen gerieben hatte. Er durchstöberte das Passionsdorf in allen Winkeln. Er besichtigte die schönen, anheimelnden Häuser der Hauptdarsteller von außen und innen, morgens und im frühen Dämmer des Abends. Er entzückte sich an der alpinen Umrahmung des Dorfbildes. Schließlich schloß er Freundschaft mit einigen Aposteln und Schutzgeistern. Sie erwiesen sich im außertheatralischen Verkehr als musisch begabte und empfindsame, aber zugleich schlichte, liebenswürdige und fröhliche Menschen. Ein weiblicher Schutzgeist geleitete ihn sogar in den Stall, wo die kleine Feslin stand, auf der der Christus-Lang, seines irdisch-gewerblichen Zeichens Hafnermeister, durch die Coulißengassen von Jerusalem reitet. Und das edle Grauthier erwies sich ihm in Allem von gewünschter Echtheit.

Nur einmal noch entbrannte sein Zorn über das Komödiantenthum. Aber diesmal galt er nicht einem Einzelmischen, sondern einer Ausländerin, einer hysterischen Tochter Albions. Die zur Rekatolisirung bereite hochkirchliche Baby wollte den oberammergauer Christus zu seiner Erholung nach der Spielzeit mit auf Reisen nehmen. Bis nach Jerusalem und weiter. Natürlich lehnte Christus, der ein eben so kluger wie charaktervoller junger Mann von fünfundsiebenzig Jahren ist, die englische Einladung ab. Es ginge ihm ja auch so recht gut in seinem Passionsdorf, es fehle ihm dort nichts zur Erholung von seinen künst-

lerischen Strapazen. Er habe sein eigenes Zimmer im Theater und einen Diener, der ihm Erfrischungen hole und alle sonstigen Wünsche erfülle. Gewiß: so etwa fünfzigmal (einschließlich der Proben) sich geißeln, kreuzigen und begraben lassen und dann mit komplizirter Maschinerie auferstehen und gen Himmel fahren: Das sei eine rechtschaffene Anstrengung. Aber Massage und andere zweckmäßige Mittel nach jeder Vorstellung erhielten ihn gut bei Kräften.

Und wie Christus, so widerstehen auch seine hervorragenderen, von dem weiblichen England und Amerika umlagerten und umschwärmten Mitspieler den satanischen Trübsalstricken des importirten großstädtischen Mimenkultes: Die jungfräulichen Mitwirkenden beim oberammergauer Spiel erfreuen sich der Gnade, weniger belästigt zu werden. Es ist vielleicht nicht ausschließlich die größere Tugendhaftigkeit des stärkeren Geschlechtes, die ihnen diesen Vorzug einräumt. Die Oberammergauerinnen sind augenscheinlich viel weniger verführerisch als die Männer. Sie sind von einer eigenthümlich herben und frostigen Art. Auch künstlerisch stehen sie ihrem männlichen Kollegen nach. Ihre Haltung und ihr Gesichtsausdruck mit dem halbwehmüthigen, halbdummen Lächeln, das den Städtern von dem geringer geschätzten Theil der angejahrten Ballettdamen her in Erinnerung ist, giebt diesen alpinen Jungfrauen Etwas von jener Unberührtheit und Unnahbarkeit, die an altdeutsche Heiligenbilder gemahnt und verwöhnte Weltkinder nicht in Ekstase zu versetzen pflegt. Eine der letzten Muttergottes-Darstellerinnen war so von ihrem schmerzreichen Berufe erfüllt, daß sie am Schluß der Spielzeit ins Kloster ging und der Welt und aller komoediantischen Lust entsagte.

Das liegt sonst nicht in der Natur der Oberammergauer. Sie haben reichliches Theaterblut. Sie füllen die zehnjährige Spielpause der Passion mit allen erdenklichen komoediantischen Uebungen und Lustbarkeiten aus. Eigentlich kommen sie aus dem Theatralischen nie heraus. Dadurch erklärt sich auch ihre verbläffende Virtuosität in den großen Szenen des Passionsspiels, in der Gruppierung und Bewegung der Massen, die man auf keiner Hofbühne der Welt besser sehen kann.

Das war auch, was schließlich meinen Uhde-Schüler aus einem strengen Dachauer in einen milden Oberammergauer verwandelte. Je öfter er die Passionspiele besuchte, desto stumpfer wurde seine Kritik, desto bereitwilliger seine Anerkennung. Zuletzt wurde er so widerstandsunfähig, daß er sich tragisch durchschauern ließ und die bittersten Seelenschmerzen empfand, wenn während der Kreuzigungsszene sein häuerlicher Nachbar ruhig eine Wurst verspeiste und tüchtige Schlucke aus seiner Enzianflasche nahm. Sein malerischer Sehnerd hatte sich so umgemodelt, daß er darauf schwor, die edelsten deutschen Meister, wie ein Schongauer oder Wohlgemuth oder Albrecht Dürer, müßten gewisse Figuren und Gruppen auf der Passionszene als Geist von ihrem Geiste, Kunst von ihrer Kunst erkennen. Aber ich habe bis heute keinen Menschen von Urtheil gefunden, der ihm Das glaubte.

München.

Michael Georg Conrad.



Selbstanzeigen.

Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Von Friedrich Kirchner. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1900. Preis Mark 5,00.

Wenn Grillparzer in seinem „Traum ein Leben“ den Janga sagen läßt: „Nur ist's, daß im Thun und Handeln, nicht im Grübeln 's Leben liegt“, so hat er damit sicher ein für die Bethätigung des Menschen höchst wichtiges Wort gesprochen. Aber der Mensch verlangt beim Arbeiten und Schaffen im Bewußt des Lebens Ruhe und Sammlung. Sein Geist will sich besinnen. Außer Dem, was ihm der Telegraph, die Korrespondenz, die Tagespresse an Neuigkeiten und Einzelheiten übermittelt, wünscht er auch Etwas, das ihn dem Lärm des Tages entrückt; er wünscht oft eine Lecture, die ihn durch die feste Begründung der Gedanken erfreut und erhebt. Da sind es besonders Philosophie und Geschichte in ihren einzelnen Werken, die dem „Umhergetriebenen Rath und Trost“ gewähren und ihn zur Ruhe und Besonnenheit zurückführen. Die Dürrsche Buchhandlung in Leipzig versendet jetzt den Katalog ihres philosophischen und historischen Verlages, der sehr reichhaltig geworden ist, weil viele Werke anderer Firmen in den Besitz der Buchhandlung übergegangen sind. Der Katalog enthält die umfangreicheren und die kleineren Werke der Philosophie der verschiedenen Zeiten und Völker, von Aristoteles, Spinoza, Plato, Cicero, Descartes, Leibniz, Hume, Kant, Fichte, Schleiermacher, Loge. Ferner werthvolle historisch-politische Schriften von Dante, Hutten, Luther, Milton, Machiavelli, Friedrich dem Großen, Mirabeau, W. von Humboldt, Winkelmann, Karl von Scherzer, Lamprecht. Dann darf ich hier noch darauf hinweisen, daß die Buchhandlung die werthvollsten Abhandlungen aus einigen Jahrgängen der Philosophischen Monatshefte in besonderen Ausgaben veröffentlicht hat, darunter Arbeiten von Zeller, Bergmann, Comte, Eucken, Höfbling, Lipps, Ribbeck, Ziegler u. A. Als ein Hilfsbuch für das Studium der philosophischen Werke ist das Wörterbuch von Kirchner zu betrachten, das in dritter verbesserter und vermehrter Auflage vorliegt. Das Buch umfaßt 1716 Artikel, die in klarer, faßlicher und gewandter Sprache die hauptsächlichsten Begriffe der theoretischen und praktischen Philosophie, insbesondere auch der Physiologie, Psychologie, Aesthetik u. s. w. erörtern. Das Werk wird auch denen, die im Lande der Philosophie nicht ganz heimisch sind, die Lecture philosophischer Werke ermöglichen und erleichtern.

Leipzig.

Johannes Friedrich Dürr.

M. von Egidy. Sein Leben und Wirken. Unter Mitwirkung der Familie von Egidy und unter Mitharbeitschaft von Arthur Külberger und einigen Freunden. E. Pierson, Dresden.

Das Werk zerfällt in zwei Bände, von denen der erste die gesammelten Vorträge und Aufsätze Egidy's, der zweite die biographische Würdigung enthält, unter eingehender Darlegung seines Wollens und Wirkens. Es wird gezeigt, daß Egidy kein religiöser Reformator im hergebrachten Sinne war, noch weniger

ein Sektenstifter; ferner, daß seine Bestrebungen mit denen der Ethiker keineswegs zu identifizieren sind. Egidys Wollen erscheint vielmehr als ein Bestreben, alle Lebensregungen und -Bewegungen zu umfassen, zu steigern und weiterzubilden, um so eine Um- und Höhergestaltung unserer Verhältnisse von Grund auf zu erzielen,

Heinrich Driesmans.



Die Lehren Tolstois. Ein Gedankenauszug aus allen seinen Werken.

Weimar. B. Bode's Verlag. 2 Mark, geb. 2,70 Mark.

In diesem Buche betrachte ich alle Werke Tolstois von seinen Jugendschriften bis zur „Auferstehung“ und prüfe ihren Gehalt an Lehren; so steht der grübelnde Russe, der Wahrheitsjücker, in allen Lebensaltern vor uns; wir sehen, wie er sich allmählich zu dem Propheten entwickelt, der er heute ist. Hätten wir eine vollständige, zuverlässige und billige Ausgabe seiner Werke, so wäre mein Buch weniger nöthig. Jetzt aber sei es denen gewidmet, die schnell die Entwicklung und den Inhalt der tolstoischen Anschauungen nachlesen wollen. Ein Inhaltsverzeichnis zeigt, wo zum Beispiel über Liebe und Ehe oder über Land- und Stadt- leben oder über Christi Lehren u. s. w. die wichtigsten Sätze abgedruckt sind.

Weimar.

Dr. Wilhelm Bode.



Los von Hauptmann! Berlin 1900. Hermann Walter.

In meiner kleinen Schrift versuche ich, auf Grund einer eingehenden Analyse von Hauptmanns sämtlichen Werken ein psychologisches Bild des Dichters zu entwerfen und zu zeigen, daß seine Kunst hinter der geistigen Grundströmung unserer Zeit weit zurücksteht und demnach nicht als die Repräsentantin des künstlerisch modernen Deutschlands gelten kann. „Die maßlose Ueberschätzung, die Hauptmann bei uns erfährt, hindert die freie Entwicklung anders gearteter, geistig höher stehender Dichter, die auf kein bestimmtes Kunstprinzip eingeschworen sind. In diesem Sinne soll der Ruf: „Los von Hauptmann!“ keineswegs die Künstlererschaft unseres bedeutendsten Dramatikers in Frage stellen. Er soll nur betonen, daß die geistige Potenz Hauptmanns dem jungen Geschlecht, das des Naturalismus herzlich müde ist, nicht mehr genügt, er soll freie Bahn schaffen für die Verwirklichung der neuen Ideale, denen wir entgegenstreben.“

Dr. Hans Landsberg.



Dr. Richard W. Meyer, Privatdozent an der Universität Berlin, ein literarischer Ehrabschneider. Mit einem Anhang. Berlin, Johann Sassenbach. Preis 1 Mark.

Seine Brochure hat ein Vorwort und ein Nachwort. Das Vorwort lautet: „Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Nezenjent. Goethe“; und das Nachwort: „Er ist besorgt und aufgehoben. Schiller.“

Arno Holz.



Der Chinesenkrieg.

Der chinesische Regenjammer hat auf die deutsche Industrie eine wohlthätige Wirkung geübt, deren sich kaum Jemand versehen hätte: er hat sie zur Wahrhaftigkeit erzogen. Sie gesteht jetzt ein, was sie eben noch abgeleugnet hatte, daß sie die Zukunftsaussichten für sehr ungünstig halten müsse. Dieser Pessimismus wird mit der Angabe begründet, daß die für chinesische Rechnung erteilten Aufträge zurückgezogen worden seien, daß daher die Beschäftigung der Fabriken nachgelassen habe und Arbeiterentlassungen und Betriebseinschränkungen nothwendig werden. Besonders schlimm treibt es die Textilindustrie, deren Wohl und Weh vollständig von der Entwicklung des Absatzes nach China abhängig scheint. So hat die Kammgarnspinnerei in Kaiserslautern, die ungefähr achtzehnhundert Arbeiter beschäftigt, durch Anschlag bekannt gegeben, daß in Folge der durch die chinesischen Wirren verursachten Geschäftsstockung die Arbeit vorläufig an jedem Sonnabend eingestellt werden müsse. Recht trüblich klingen auch die Nachrichten aus dem saehner und gladbacher Industriebezirk: die kriegerischen Verwicklungen in Ostasien wirken lähmend auf die Textilindustrie ein, die Ausfuhr von Baumwollwaaren stockt, die Webestühle müssen ruhen und Tausende von Arbeitern feiern. Staunend hören wir, welches wichtige Exportland das Reich der Mitte bisher für uns gewesen ist. Wir schelten die Reichsstatistik, die mit nur winzigen Ziffern den deutsch-chinesischen Handelsverkehr abthut, und freuen uns der deutschen Betriebsamkeit, die den schlängeligen Asiaten wärmende Kleidung schafft. Bald nehmen uns aber kluge Männer den schönen Wahn und weisen nach, daß die Fabrikherren gekunkert haben, als sie den Jammer der Industrie den chinesischen Wirren zuschrieben. Wichtig ist nur, daß es um den Eingang neuer Aufträge schlecht bestellt ist und daß deshalb die Betriebe länger, als zur Erhaltung ihrer Geschmeidigkeit nöthig wäre, ausruhen müssen. Doch schon das offene Eingeständniß der Noth ist erfreulich; und so könnten wir beinahe die Chinesen preisen, denen diese Wahrhaftigkeit zu danken ist.

Die westfälischen Militärausstattungsfabriken haben gerade jetzt viel zu thun, um dem deutschen Expeditionscorps die Ausrüstungsgegenstände für den heiligen Machtkrieg zu beschaffen, und auch die Waffen- und Munitionsfabriken, die während des letzten Jahres fast allgemein unbeschäftigt waren, arbeiten mit Hochdruck. Mit Recht seufzen dagegen die Chinaknopf- und Nadelfabrikanten und andere Mitglieder der Kleineisenindustrie; ihnen gehen die chinesischen Wirren näher an den Kragen. Viele Jahre hindurch lieferte Lüdenscheid den Söhnen des Himmels den ungeheuren Bedarf an Knöpfen, bis die billiger arbeitende böhmische Konkurrenz dieses Geschäftes abschchnitt. Damals ging ein großes Trauern durch diesen Industriebezirk; heute trauern die Böhmen: alle Aufträge, die den Chinaknopffabriken bei Bodenbach, im Gulaubachthale und in Vissa erteilt waren, sind zurückgezogen, die Betriebe mussten eingeschränkt oder eingestellt und viele Arbeiter entlassen werden. Auch die namhafte Iserlohner Nadelfabrikation, die kleinen Eisenwerke bei Altena, Hagen, Remscheid und Solingen und die mit ihnen in Verbindung stehende dortmunder und essener Industrie leiden empfindlich unter dem Chinesenaufstand und befürchten von ihm eine dauernde Schädigung. Ihnen war der Löwenantheil an der deutschen Ausfuhr nach Ostasien zugefallen;

sie hatten von den dort wohnhaften Landsleuten die besten Aufträge erhalten, die zum Theil schon ausgeführt, zum Theil in der Ausführung begriffen waren. Die zum Versand bereit liegenden Waaren müssen nun einhalten, die Vollenbung der Bestellungen muß hinausgeschoben werden und die meisten Fabrikanten haben den Betrieb eingestellt oder lassen nur noch wenige Stunden am Tage arbeiten. Einen Ersatz giebt es leider nicht, denn der früher beste Kunde, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, mußte sich seit der Herrschaft Williams Mc Kinley und seines Zolltarifs mehr und mehr von den westfälischen Fabrikanten abwenden und hat seitdem im eigenen Lande Stahl-Kurzwaaren herzustellen begonnen. Die westdeutsche Kleineisenindustrie ist ohnehin ein empfindliches, wenig widerstandsfähiges Gebilde; sie spürte deshalb auch zuerst den Umschwung der Konjunktur. Erst bei den neuen Schiffsbauten des Reiches, hofft sie, werden so viele und so lohnende Aufträge für sie abfallen, daß sie sich wieder erholen kann. Es zeigt sich eben immer deutlicher, daß die Flottenvorlage nothwendig war, um einen vollständigen wirtschaftlichen Krach durch Schöpfung neuer Arbeitsgelegenheit zu verhüten. Aus Dortmund, Essen, Bochum und Wälheim bringen bewegliche Klagen über Mangel an Beschäftigung nach Berlin. Nun: China soll ja dem deutschen Thätendrang ein neues Feld, auf dem er sich bewähren kann, bieten. So wurde im vorigen Jahr von der mit der Deutsch-Asiatischen Bank verquickten Hochfinanz die Schantung-Eisenbahn- und die Schantung-Bergwerks-Gesellschaft mit beträchtlichen Aktienkapitalien begründet; für die eine sind bisher fast fünfzehn, für die andere drei Millionen Mark, also etwa je ein Viertel des Grundkapitals, hingegeben worden. Von Tsingtau nach Weih-Hsin soll eine Bahn gebaut werden, an die sich die Linie Weih-Hsin — Tsinansu mit einer Zweigbahn nach Poshan schließen soll. Einstrahlen sind die Vorstudien für die nach den Konzeptionen innerhalb dreier Jahre zu vollendende Bahnstrecke Tsingtau—Weih Hsin beendet und die nöthigen Väterereien erworben. Wenn Alles glatt geht, der Bahnbau nicht durch außerordentliche Hindernisse gestört wird und die diesjährige Regenzeit einigermaßen günstig verläuft, kann auf die Eröffnung der etwa siebenzig Kilometer langen ersten Theilstrecke von der deutschen Hafenstadt Tsingtau bis Kiautschou für Ende März oder April 1901 gerechnet werden. Der Verwaltung der Bahn hätte man die Vorsicht zutragen sollen, daß sie die Ausführung der auf Eisenbahn- und Brückenbaumaterial gemachten Bestellungen schnelligst hemmen oder wenigstens die Ueberführung der fertigen Produkte nach China verhindern werde. Aber die Verwaltung hat ein Uebriges gethan: trotz der Nachricht, daß die Eisenbahnbauarbeiten in Folge der politischen Wirren eingestellt worden seien und daß die russischen Eisenbahnarbeiter in Nordchina schweren Schaden genommen haben, hat die Schantung-Eisenbahngesellschaft, um den Bau ihrer ersten Strecke in das Hinterland der Provinz Schantung mit aller Macht zu beschleunigen, die Vorbereitungen getroffen, um zunächst das zur Vollenbung der ersten hundert Kilometer nöthige Bau- und Betriebsmaterial so schnell wie irgend möglich nach China zu befördern. Ob dieser Thätigkeit erwartet die Verwaltung gar noch eine Belobigung. Blinder Eifer pflegt aber nur zu schaden. Abwarten, meine Herren! Wir werden früh genug unser Kapital in fremden Länden verlieren.

Bei der imperialistischen Kraftentfaltung mögen wir uns ein Beispiel an unseren englischen Konkurrenten nehmen, die nicht minder heiß als die Deutschen

um die Vorherrschaft in Ostasien ringen. Sie schränken — auf die Gefahr, alte Beziehungen preisgeben zu müssen — den Ankauf von Wechseln auf Schanghai so viel wie möglich ein. Die Verschiffung der auf Kontrakt verkauften Waaren verschieben sie vorläufig bis zum Ende dieses Jahres und die Fabrikanten setzen sich mit den Verschiffern ins Einvernehmen, um diese Vorsichtsmaßregel einheitlich durchzuführen. Durch die Unterbrechung des nördlichen Handels über Tientsin hat auch der Waarenverkehr nach Schanghai eine Störung erlitten; die Lageräume sind überfüllt und es wäre waghalsig, neue Waaren aufzustapeln. Außerdem sind die Seefrachten nach Ostasien durch die Truppen- und Nahrungstransporte aus Westeuropa — zum Theil bis um 75 Prozent — gesteigert. Ein gewissenhafter Kaufmann, der mit dem Gelde rechnet, wird schon deshalb mit der Verschiffung seiner Waaren warten, bis die Ruhe in China wieder hergestellt ist. Wer von China Geld zu erwarten hat, darf ohnehin nicht auf baldige Begleichung seiner Rechnung hoffen. An dem Außenhandel Chinas ist Deutschland mit so geringen Summen betheiligte, daß es von der englischen, amerikanischen und japanischen Konkurrenz erdrückt wird. Selbst die deutschen Schiffe, die in den chinesischen Vertragshäfen verkehren, fahren nur zum geringsten Theil deutsche Waaren; meist dienen sie dem Austausch britischer Handelsgüter. Jedenfalls würden wir am Besten fahren, wenn wir uns die Zurückhaltung zum Muster nähmen, die die erfahrenen englischen Kaufleute gegenüber China beobachten.

Die englische Konkurrenz sitzt in Ostasien so fest, daß Deutschland sich auf Jahrzehnte hinaus vergeblich bemühen wird, sie zu stürzen. Die Wurzel ihrer Macht ist die maßgebende Stellung in der Bankwelt. Selbst die deutschen Firmen, die sich in China angesiedelt haben, lassen ihre Finanzgeschäfte gern durch die alteingesessenen englischen Banken abwickeln, die über die weitestverzweigten Verbindungen verfügen. Der selben Reigung folgen die Chinesen selbst, die in dem Deutschen mehr den verhassten Eindringling, in dem Engländer dagegen mehr den Handelspartner erblicken. Der Chinese ist ein gediegener Kaufmann, aufmerksam, klug und rege; in ihm steckt alles Zeug zum Großhandelsheerrn. Er entzieht sich seinen Verpflichtungen fast nie, sondern hält auf Vertragstreue. Selbst in den jetzigen Wirren haben die chinesischen Firmen in dieser Hinsicht ihren guten Willen gezeigt, wenn sie auch zu schwach waren, um ihm die That folgen zu lassen. Der beträchtliche Schuldendienst funktioniert selbst jetzt noch, obgleich er der europäischen Kontrolle ledig ist; die Rimeffen für die fälligen Coupons der Anleihen werden regelmäßig nach Europa gesandt. Dann sogar, wenn die Rache schnaubenden Sprez-Barbaren der patriotischen Wuth der Eingeborenen unterliegen sollten, brauchten wir um die Sicherheit der vielen Millionen-Anleihen, die wir dem chinesischen Reich gewährt haben, nicht zu zittern. Ob mit oder ohne deutsche Hilfe: China wird sich durch Anlegung von Eisenbahnen, Herstellung von Wegen und Schifffahrtslinien und durch Ausbreitung des Exportverkehrs reformiren. Es ist nur ein Irrthum unkundiger Leute, anzunehmen, das Alles sei ohne deutsches Kapital und deutsche Arbeit unmbglich. Wenn schon das Ausland die Hand mit im Spiele haben soll, so kommen zunächst England, die Vereinigten Staaten, Japan und Rußland in Betracht, die vor Deutschland einen erheblichen Vorsprung haben. Wir können uns durch Hitze und Kühnheit, zumal bei unserer Kapitalarmuth, nach dem Raub nur einen gründlichen Schaden holen.

Kaiser von China.

Kong-Fu-Tse, Chinas Sittlichkeitslehrer, dessen Wirken für die chinesische Religion und Politik die höchste Bedeutung hat, wurde im Jahr 550 oder 51 vor der christlichen Zeitrechnung geboren. Er hat die drei Heiligen Schriften der Chinesen aus alten Ueberlieferungen gesammelt, überarbeitet und redigiert: den Y-King, das Buch kosmischer, naturphilosophischer und geistiger Traditionen; den Schi-King, das Buch der Gesänge, eine Sammlung erotischer und politischer Dyril; den Schu-King, das Buch der Geschichte, das der Kaiser Tsin-Schi-Hoang-Ti verbrennen ließ und das später nach der Erinnerung eines Neunzigers und nach auf Bambusplatten verzeichneten Fragmenten zum Theil wiederhergestellt wurde. Kong-Fu-Tse hat von sich selbst gesagt: „Ich bringe nichts Neues. Meine Lehre ist die von den Ahnen uns überlieferte. Ich habe nichts weggenommen und nichts hinzugefügt. Sie stammt vom Himmel und ich biete sie in ihrer ursprünglichen Reinheit. Wie der Landmann, streue ich den empfangenen Samen unverändert in die Erde.“ Außer Kong-Fu-Tse haben auf die Geistesgestaltung der Chinesen namentlich noch gewirkt: Lao-Tse, der Verfasser des Tao-Te-King, des „Buches vom Wege und der rechten Linie“, Meng-Tse, der Kong-Fu-Tses Werke scharfsinnig und geistreich kommentirte, und der nationale Staatsphilosoph Tschu-Tse, der seinem Volk eine einheitliche Weltanschauung schuf. Kong-Fu-Tse, der nach seinem Tode zum Fürsten, später sogar zum Kaiser ernannt wurde, hatte gelehrt, nur durch das von oben gegebene gute Beispiel könne die Ruhe und Glückseligkeit des Reiches gesichert werden. Das glaubt noch heute der Literat und der ungebildetste Kuli und oft kann man hören, unter den guten Kaisern vom Schläge Jaos sei es nicht nöthig gewesen, nachts die Thüren zu schließen, weil es unter so herrlichem Regime im glücklichen Reich der Mitte keine Diebe gegeben habe.

* * *

Auch der Jahrtausende alte Ahnenkultus hat sich bis heute erhalten. Im vierzehnten vorchristlichen Jahrhundert sagte ein Kaiser: „Wenn mein Wille Euch Untertanen nicht höchstes Gesetz ist, so wird mein hochseliger Vater, unser alter Herr, Euch zur Strafe mit Mißgeschick jeglicher Art überhäufen und Eure Ahnen werden Euch Hilfe versagen. Wenn es unter meinen Ministern Solche giebt, die sich bereichern wollen, dann werden ihre Ahnen unseren alten Herrn ansehen, die Enkel zu bestrafen, und der Erhabene wird ihrer Bitte Gehör schenken.“ Als Kong-Fu-Tse von einem Schüler gefragt wurde, ob die Ahnen auch wirklich sehen und hören könnten, was die Nachkommen treiben, antwortete er diplomatisch: „Auf diese Frage ist eine klare Antwort mir nicht gestattet. Wenn ich sagte, die Ahnen sehen, hören und wissen, was auf der Erde vorgeht, und sind für ihnen erwiesene

Ehren dankbar, so müßte ich fürchten, kindliche Liebe und Ahnenkultus könnten die Sorge für das eigene Leben ersticken und die gesunde Selbstsucht töten. Sagte ich aber, die Toten müßten nichts von der Lebenden Thun, so wäre wiederum zu befürchten, die kindliche Liebe könne aus den Herzen schwinden, die Selbstsucht allzu üppig ins Kraut schießen und das heilige Band zerrissen werden, das ein Geschlecht dem anderen verknüpft. Drum ist es am Besten, Du fährst fort, den Ahnen die schuldigen Ehren zu erweisen und so zu handeln, als ob sie Dich sähen und hörten. Alles weitere Fragen und Forschen aber ist vom Uebel.“

* * *

Einer der ersten Kaiser schon soll eine historiographische Kommission eingesetzt und ihr aufgetragen haben, alle Reden der Monarchen und der angesehensten Männer des Reiches getreulich aufzuzeichnen. Diese Kommission, die von der Regierung unabhängig war, erwuchs allmählich zu einer bedeutenden Macht. Jedes Mitglied schrieb seine Notizen auf besondere Blätter, die durch eine Spalte in verschlossene Kasten geworfen wurden. Diese Kasten wurden stets erst nach dem Sturz einer Dynastie geöffnet und aus den darin aufbewahrten Blättern wurde dann die Geschichte der gestürzten Dynastie zusammengestellt. So war die Gefahr beseitigt, die Furcht vor den herrschenden Gewalten könne zu Fälschungen führen. Als der Kaiser Tai-Tsong von dem der Kommission Vorstehenden die Erlaubniß erbat, die Kasten öffnen und die Aufzeichnungen lesen zu dürfen, ward ihm erwidert: „Wir Historiker, o Herr, verzeichnen die guten und die schlechten Handlungen, die verständigen und die unverständigen Reden der Kaiser. Wir sind gewissenhaft und Keiner von uns würde sich einer Unwahrheit schuldig zu machen wagen. Nur eine streng wahrhaftige Geschichtschreibung hat Werth und kann die Fürsten von schlimmen Wegen zurückhalten, weil sie ihnen die Gewißheit giebt, daß ihre üblen Thaten der Nachwelt nicht verborgen bleiben können. Und noch nie hat, o Herr, ein Kaiser zu sehen verlangt, was über ihn geschrieben war.“ Aus dem Inhalt der verschlossenen Kasten ist die Reichsgeschichte entstanden, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von dem Jesuiten de Maille ins Französische übersetzt wurde. Diese Geschichte ist nicht im Hofstil geschrieben; sie schmeichelt nicht, beschönigt nichts, mißt die Herrscher an sehr strengen Sittlichkeitsgrundsätzen und sagt von ihnen manches harte Wort. Ganz gut kommt dabei noch der Kaiser weg, von dem gesagt wird, er habe als reicher Erbe sich auf den von den Ahnen gesammelten Lorbern behaglich ausgeruht und seine einzige That sei die Aenderung sämmtlicher Beamtenuniformen gewesen. Von manchem anderen Herrscher wird Schlimmeres berichtet.

* * *

Als die drei Idealkaiser werden Fo-Hi, Yao und Schun verehrt. Sie gelten nicht nur als sittliche Vorbilder, sondern auch als die höchsten Autori-

täten in Gesetzgebung und Politik. Auf sie führt die Legende auch die Kanalbauten zurück, die China zu dem am Besten bewässerten Reich der alten Welt gemacht haben. Die wichtigste dieser Wasserstraßen, der Kaiserkanal, mußte freilich durch den Bau der Schanghai und Tientsin verbindenden Eisenbahn entwerthet werden. Dem Kaiser Ju, der im dreiundzwanzigsten Jahrhundert vor Christus gelebt haben soll, wird der erste Kampf gegen die Alkoholgefahr zugeschrieben. Er soll, als ihm auf einer Reise ein Glas des eben erfundenen Reisbranntweins angeboten wurde, gerufen haben: „Unsägliches Unheil wird dieser Trank über China bringen! Deshalb verbanne ich den Erfinder auf Lebenszeit aus des Reiches Grenzen!“ Auf Ju paßt jedenfalls also nicht, was Heinrich Heine einen Kaiser von China sagen ließ:

Mein Vater war ein trockner Laps,
Ein nüchterner Dudmäuser;
Ich aber trinke meinen Schnaps
Und bin ein großer Kaiser.

Wohl haben die Jünger Nestulaps
Das Trinken mir widerrathen,
Ich aber trinke meinen Schnaps
Zum Besten meiner Staaten.

Und noch einen Schnaps und noch einen Schnaps!
Das schmeckt wie lauter Ranna!
Mein Volk ist glücklich, hats auch den Raps,
Und jubelt: Hosianna!

* * *

Ju war, bevor er den Drachenthron bestieg, der erste Minister des Kaisers Schun gewesen. Dieser Kaiser fand (etwa um das Jahr 2250 vor Christi Geburt) seinen Machtbereich für einen sterblichen Menschen zu riesengroß. Weil er aber wußte, daß die Chinesen von einer Theilung des Reiches oder der höchsten Reichsgewalt nichts hören mochten, hielt er an dem alten nationalen Spruch fest: „Ein Himmel und eine Erde, ein Kaiser und ein Volk!“ Dennoch berief er eine Mandarinerversammlung und sprach: „Der Platz, auf dem ich stehe, ist von allen der gefährlichste, der am Schwersten gut zu behauptende. Des Volkes Wohl hängt von dem Kaiser ab, der, wie geschickt und gewissenhaft er auch sei, doch immer ein Mensch bleibt und deshalb nicht Alles wissen, kennen, beurtheilen, verstehen kann. Wie soll es ihm gelingen, sein Volk glücklich zu machen, wenn er nicht von treuen, tugendhaften, emsigen und erleuchteten Unterthanen unterstützt wird? So rief ich Euch, auf daß Ihr aus Eurer Mitte zwölf Männer wählet, die meiner Schwachheit beistehen können. Denn meine Geschicklichkeit ist nicht allzu groß, groß aber mein Verlangen, das Volk glücklich zu machen, und in diesem Bestreben hoffe ich, bei Euch Hilfe

zu finden.“ Die Versammlung wählte darauf zwölf Vizekönige für die Provinzen und später, als Schun von ihr die Wahl eines ersten Berathers forderte, Ju für den Posten eines Ministerpräsidenten. Als Schun dann starb, bestieg Ju den Thron. Die Kaiser sind die Söhne, die Vasallen des Himmels. Nach dem Schu-King heißen die Minister „Diener des Himmels“.

Des Kaisers Farbe ist gelb; sein Titel: Li, der gelbe Herr. Er regirt im Namen des Himmels, ist „Herrscher von des Himmels Gnade“, führt auch im Namen des Himmels Kriege. Dem Kaiser werden Altäre gebaut, die in goldenen Lettern seinen Namen tragen und auf denen wohlriechende Stoffe verbrannt werden. Wer dem Kaiser naht, muß dreimal mit der Stirn den Erdboden berühren. Die selbe Ehre ist auch dem leeren Thron zu erweisen. Beim Anblick eines kaiserlichen Schreibens hat Jeder niederzuknien. Kein Mensch darf im Kaiserpalast sterben; die vom Tode Bedrohten werden schleunig hinausgeschafft.

Doch der Kaiser ist nicht schon durch die Geburt über die Gemeinschaft der anderen Menschen erhöht. Die Tugend, die ihm das Recht zur Macht und den Beistand des Himmels giebt, muß er in ernster Arbeit erwerben. Ein greiser Minister sprach nach dem Schu-King zu seinem Kaiser: „Nicht darfst Du auf eine beständige Gunst des Himmels bauen. Nur als einem Tugendhaften wird er Dir die Herrschaft bewahren, sie Dir sofort aber entreißen, wenn Du vom Pfade der Tugend weichst. Die Völker lieben dauernd nur wohlwollende Herrscher, hängen nur an denen, die sich des Thrones würdig zeigen. Wähne nicht, o Herr, Dein Thron sei ungefährdet; erkenne vielmehr die ganze Gefahr Deiner bevorzugten, in der Menge Neid und Unmuth wedenden Stellung!“ Und ein Anderer: „Der Himmel überträgt einem Menschen die Herrschaft nicht für ewige Zeiten, sondern nur so lange, wie des Begnadeten Gerechtigkeit währt. Mit ihr entweicht auch Glanz und Macht.“

In den Annalen der Reichsgeschichte wird erzählt, Ju habe, da er als Kaiser auf einer Reise die Leiche eines Ermordeten sah, unter Thränen ausgerufen: „Wie unwürdig bin ich des höchsten Sitzes! Das Herz eines Vaters müßte ich für mein Volk haben und durch unablässige Sorge und Wachsamkeit hindern, daß irgendwo in meinem Reich ein Verbrechen begangen werde. Jedes Verbrechen klagt mich an; und so auch das hier begangene!“ Kaiser Tsching-Tang sprach zu seinem Statthalter: „Das Unrecht, das Ihr thut, fällt auf mich zurück!“ Und als unter seiner Regierung eine Hungersnoth das Land heimsuchte, klagte er sich selbst als den Schuldigen an und that so lange Buße, bis Regen auf die Reisfelder fiel. Solche Anschauung findet man häufig. Der Kaiser wird stets für das geistige und leibliche Wohl des Volkes verant-

wortlich gemacht. „Wenn das Volk nicht so ist, wie es sein soll“, liest man in den Annalen, „ist Solches nicht des Kaisers Schuld?“ Ein Weiser sprach einst zu seinem Gebieter: „Ob Du einen Menschen todtschlägst oder ihn durch schlechte Regierung umkommen läßt: darin ist für den Himmel kein Unterschied. Deine Küche ist mit köstlichem Fleisch angefüllt, in Deinen Ställen werden feiste Pferde täglich mehrmals gut gefüttert, in des Volkes Angesicht aber siehst Du des Hungers Farbe und auf den Feldern häufen sich die Leichen der durch Nahrungsmangel Entseelten. Wilde Thiere werden von uns gehaßt, weil sie andere Thiere auffressen. Wie kann ein Fürst, der, statt ein milder Wohlthäter zu sein, das Volk darben läßt, sein Vieh aber mästet, als Vater des Volkes geliebt werden?“ So berichtet Meng-Tse. Als im Jahr 1832 wieder große Dürre herrschte, veröffentlichte der Kaiser Tao-Kuang ein Bußgebet, in dem es hieß: „Ich, der Diener des Himmels, bin über die Menschheit gesetzt und verantwortlich für die Ordnung des Reiches und die Ruhe des Volkes. Meiner Sünden Fülle, mein Mangel an Aufrichtigkeit und Demuth haben den Himmel erzürnt, so daß er uns seine Wohlthat versagte. Ich allein, ich Sünder, bin an der Dürre schuldig. Im Staube flehe ich den Himmel an, meine Unwissenheit, Unaufrichtigkeit und Thorheit zu verzeihen, mir Zeit zur Besserung zu gewähren und nicht viele Millionen unschuldiger Menschen wegen der Sündhaftigkeit eines Einzelnen in Lebensgefahr zu bringen!“

* * *

Jao, der, nach dem Wort Kong-Fu-Tses, dem Himmel am Nächsten kam, reiste viel, mischte sich dabei unter das arme Volk und hörte jede Klage mitleidig an, die ihm vorgetragen wurde. Er war mild gegen die Schwachen, streng gegen die Mächtigen und kontrollirte seine Beamten sehr scharf. Er war immer geneigt, den Regirten gegen die Regirenden Recht zu geben, und hielt sich Schmeichler und Lügner vom Leibe. So that auch Schun, an dem namentlich die Bescheidenheit gerühmt wird und der sich öffentlich zu dem Grundsatz bekannte, es sei tausendmal besser, einen Schuldigen unbestraft zu lassen, als einen Unschuldigen zu bestrafen. An diese beiden Kaiser dachte Kong-Fu-Tse, als er sagte: „Ein Kaiser muß jeden seiner Unterthanen, auch den geringsten, lieben und jedem ein behagliches Auskommen zu verschaffen suchen. Er muß die Steuerlast erleichtern und nur solche Steuern bestehen lassen, deren Nothwendigkeit Allen einleuchtet. Nicht das zum Leben Unentbehrliche, nur der Luxus soll besteuert werden. Dem Volk darf man keine Arbeit aufbürden, deren Früchte es nicht genießen kann. Ein Kaiser muß sich alle Vergütungen versagen. Denn seine Zeit gehört nicht ihm, sondern dem Gemeinwohl, und zu dessen Nehrung hat er sie zu verwenden und jede Stunde, die er diesem Dienst entzieht und mit Spielereien — auch mit den anständigen — ausfüllt, ist ein Raub an dem Volke, für das zu sorgen

er berufen ist.“ Auch dem Maidwerk sollen die Kaiser ihre Zeit nicht widmen. Zu einem tüchtigen, aber der Jagdleidenschaft allzu häufig huldigenden Kaiser sprach sein Minister: „Als es hieß, Du wünschtest, weise Männer um Dich zu haben, jubelte das Volk und glaubte, die Tage Jaos und Schuns seien wiedergekehrt. Wenn Du mit diesen Weisen aber täglich ausreitest, um sie hinter Füchsen und Hasen herzuhegen, dann ist sehr zu fürchten, daß sie ihre Geschäfte vernachlässigen. Mache, o Herr, nicht Jäger aus Deinen Ministern! Ihre ganze Zeit, ihre ganze Sorge soll allein dem Volkswohl gehören!“

* * *

Billfür und Laune sind streng vom Thron zu verbannen, lehret der Schu-King. Ein würdiger Regent ist nach der Heiligen Schrift nur der Kaiser, der jeder eigenwilligen Regung Widerstand leistet, sich nie einer launischen Stimmung hingiebt, nie die Rechtsprechung zu beeinflussen sucht, sondern die Weisheit der Gesetze walten läßt. Der Schu-King giebt den Monarchen die folgende Weisung: „Vor jeder wichtigen Entschliebung prüfet sorgfältig selbst, befraget die Großen, die Minister, das Volk und die Zeichendeuter. Entsteht aus den Antworten der große Einklang, so werdet Ihr Ruhe und Kraft haben und Eure Rahsfahren werden im Glück wohnen. Sollten die Großen, die Minister und das Volk übereinstimmen, Ihr selbst aber anderer Meinung sein, so darf Eure Meinung nur dann den Ausschlag geben, wenn sie durch die Verkündung der Zeichendeuter gestützt wird.“ In zweifelhaften Fällen hat der Kaiser sich an das Hergebrachte, an die von den Ahnen befolgten Regeln zu halten. Denn die rechten Herrscher, sagt Meng-Tse, haben zu allen Zeiten als Menschen und Regenten nach den selben Grundsätzen edler Geister gehandelt.

* * *

Meng-Tse hat auch gelehrt, wie man einen schlechten Kaiser beseitigen soll. Der erste Minister, sagt er, soll, wenn er dem Kaiser verwandt ist, ihn ernsthaft und offen zur Tugend ermahnen; hört der Herr auf die dritte Ermahnung nicht, so soll der Minister, damit das Reich nicht untergehe, einen weisen und tugendhaften Verwandten des Kaisers zur Herrschaft berufen. Ist der Minister dem Kaiser nicht verwandt, so bleibt ihm nach der dritten Ermahnung nichts übrig, als sein Amt niederzulegen. Der selbe Weise hat gesagt: „Drei höchste Dinge giebt es in jedem Reich: den Fürsten, das Volk und die alten Heiligthümer. Von diesen drei Dingen ist das Volk das wichtigste; denn ein Volk kann einen Kaiser, der Kaiser aber kein Volk machen und deshalb ist das Volk als werthvoller zu achten als der Kaiser.“ Und im Schu-King ist zu lesen: „Nur um des Volks willen sind die Fürsten da; sie sollen ihre Unterthanen nicht mißhandeln, ihnen nicht Unrecht thun, sondern für die Armen, Wittwen und Waisen sorgen und stets bedenken, daß sie gewählt sind, um ihrem Volk Ordnung, Ruhe und behag-

liches Leben zu sichern.“ Die Revolution gegen einen schlechten Kaiser gilt als rechtmäßig. Buttke sagt: „Wenn die eine Seite des Volkslebens, der Kaiser, der Idee des Staates untreu wird und sich selbst, statt des Himmels, zum Schwerpunkt des Ganzen machen will, wenn er sagt: „Der Staat bin ich“, — so hat die andere Seite das Recht und die Pflicht, für die ange-tastete Idee in die Schranken zu treten und den frevelnden Kaiser zu stürzen.“ So wurde der letzte Hia-Kaiser gestürzt, weil er ein Wüstling war, die Besitzenden plünderte, orgiastische Feste veranstaltete, unsinnig verschwandete und den Minister, der ihn warnte, enthaupten ließ. Der grösstente Herr hatte sich gerühmt: „So lange die Sonne die Welt erleuchtet, werde ich herrschen. Ich fürchte nichts, denn meine Macht ist unbeschränkt, ich werde jeden Widerstand brechen und Niemand wird gegen mich offene Empörung wagen.“ Bald danach wurde er dennoch gestürzt und der Minister, der seinen Sturz herbeigeführt hatte, konnte unter allgemeinem Beifall erklären, daß der Himmel nicht etwa bestimmte Dynastien liebe, sondern nur solche Personen, die den Weg der Tugend wandeln und sich von Willkür und Unbill fernhalten.

* * *

Bei der Ernennung von Beamten soll der Kaiser nur auf sittliche und intellektuelle Befähigung sehen, nicht auf Geburt und Vermögen. Kein Mandarin darf in der Provinz, wo er geboren ist, ein Amt verwalten, sondern muß mindestens fünfzig Wegstunden weit von der Heimath angestellt werden. Er darf aus den ihm untergebenen Familien kein Weib erwählen. Verwandte dürfen nicht in der selben Provinz einander untergeordnete Ämter bekleiden. Kein Amt darf verehrt werden. Der Kaiser ist verpflichtet, seinem eigenen Bruder sogar den Mann aus geringstem Stande vorzuziehen, wenn dieser niedrig Geborene sich für ein von einem Prinzen begehrtes Amt besser eignet. Besonders geschätzt werden hohe Beamte, die dem Kaiser mit rückhaltloser Strenge die Wahrheit sagen. Die Minister haben dem Kaiser nicht unbedingt und blind zu gehorchen, sondern, als Diener des Himmels, dem Herrscher das höchste Gesetz mahnend und warnend vorzuhalten. Im Schu-Ring wird von einem Minister erzählt, der sagte: „Wenn ich aus meinem Herrn nicht einen zweiten Jao oder Schu machen kann, muß ich mich eben so schämen, wie wenn ich auf öffentlichem Marktplatz geprügelt worden wäre.“ Tschu-Tse sagte als Mandarin zu seinem Kaiser, die Auswahl der Beamten sei unvernünftig und ungerecht; selbständige, ehrenhafte und charakterfeste Männer würden von den Ämtern ferngehalten, weil der Kaiser fürchte, sie könnten den Schmeichlern und Günstlingen entgegenarbeiten, denen er sein Vertrauen schenke. Der berühmte, allgemein verehrte Minister J-Ja sperrte einen jungen Kaiser, den er vergeblich zur Besserung ermahnt hatte, drei Jahre lang in einen entfernten Palaß, wo er unter Entbehrungen seinen Großvater Tsching-Tang

betrauern sollte. Dieser Kurverfuch wird im Schu-King gepriesen und es wird erzählt, der also gestrafte Kaiser habe Reue gezeigt und sich gebessert.

* * *

Natürlich fehlte es auch nicht an Ministern, die ihrem Herrn nach dem Munde sprachen. Zu ihnen gehörte Tsin-Schi-Hoang-Tis Minister Li-Se, der, als er merkte, daß der Kaiser den Ehrgeiz habe, Alles neu zu machen, also zu reden anhub: „Die Geschichte lehrt uns durchaus nicht, daß Deine Vorfahren stets den Regeln ihrer Ahnen nachlebten. Der von Dir eingeschlagene neue Weg wird Deiner Familie den Thron bewahren. Die ungeheure Mehrheit des Volkes billigt Dein Handeln und blickt in ehrfürchtiger Begeisterung auf Deine kraftvolle Persönlichkeit. Nur ein Literatenhaufe, der beständig die Vorzüge früherer Tage preist und die Tugenden Deiner Vorgänger gegen Dich ausspielt, stiftet Unruhe und Kergerniß. Diese Leute durchschnüffeln die alten Schriften, tabeln Deine Anordnungen und erregen Unzufriedenheit. Jedes Wort, das Du sprichst, jede Verfügung, die Du erläßt, wird von ihnen hämisch kritisiert. Wenn Du nicht schnell ernstlich gegen diese Doktrinäre einschreitest, werden sie Dein Ansehen ganz untergraben und den Geist des Umsturzes durch die Provinzen tragen. An Deiner Stelle würde ich die alten Bücher verbrennen und dem Volke verkünden lassen, daß fortan Jeder, der von diesen Schartelen überhaupt noch zu reden wagt oder sich gar erdreistet, Dein Thun zu kritisiren und die jetzigen Zustände zu tabeln, sammt seiner Familie die härteste Strafe erleiden soll.“ Tsin-Schi-Hoang-Ti folgte dem Rath, ließ die Bücher verbrennen und vierhundert nörgelnde Literaten lebendig begraben. Seine Regierung aber, die mit den weisesten Lehren der Vergangenheit brach, gilt als eine der unheilvollsten, die das Reich je kannte, und sein Name wird als der eines neuerungslüchtigen, unsteten Wirrkopfes vom Volk noch heute verflucht. Er stützte seine Macht auf das Heer der Reifigen. Und doch hatte Meng-Tse gelehrt: „Ein guter Fürst muß so regiren, daß er im Volke keinen Feind hat, also auch gegen das Volk niemals der Waffen bedarf.“

* * *

Schon vor der Epoche der als Weise gepriesenen Männer waren in China Sittensprüche und Lebensregeln beliebt, von denen manche noch heute an den Wänden der Tempel, Paläste und Häuser zu lesen sind. Viele davon sind bestimmt, den Herrschern als Richtschnur des Handelns zu dienen. So wird den Kaisern gesagt: „Beginne nie, was Du später vielleicht zu bereuen haben wirst!“ „Wische Dich nicht in zu viele Angelegenheiten, denn Du kannst nicht alle übersehen und jedes Geschäft bringt Dir Sorgen.“ „Sprich nicht zu viel, denn wer viel spricht, sagt oft, was er nicht sagen sollte. Deshalb hüte weislich die Zunge und sei sparsam mit Deiner Rede!“